Die Heilige mit dem Fische

Albert Steffen

Die Heilige mit dem Fische

Sieben Novellen von

Albert Steffen



S. Fischer, Verlag
Berlin

Die Heilige mit dem Fische

Sieben Novellen

von

Albert Steffen

1919

S. Fischer • Verlag
Berlin

Erste bis dritte Auflage

Inhalt

Die Gewittertaufe 7
Der Chauffeur 52
Die Gasoffensive 69
Die Heilige mit dem Fische 82
Die Traumehe 111
Der Pestnebel 119
Die Selbstbestrafung eines Negers . . 147

Die Gewittertaufe

Ende des Sommers 1909 wurde ich Erzieher der Kinder eines Malers, der auf dem Lande, nahe der Stadt, ein hübsches, nach eigenem Plane gebautes Haus bewohnte. Als ich ankam, um mich vorzustellen, war eben eines der sonnigen Zimmer gereinigt worden. Noch wartete es ganz leer, nur geschmückt mit dem Gelb des Bodens, dem Grün der Wände und den funkelnden Fensterscheiben. Nun aber begann es sich zu beleben durch die hereingebrachten Stühle, Teppiche, Umhänge, Bücher, Vasen und Blumen und wurde zuletzt mit festlicher Pracht versehen durch den schimmernd gedeckten Tisch. Jetzt erst zog ich die Glocke, um mich bemerkbar zu machen, und es erschienen drei kleine Mädchen, eines hinter dem andern, angetan mit Kleidern, deren Farben einem Sonnenaufgang entliehen worden waren. Das Größte fragte nach meinem Begehr, bat zu warten, sprang fort, kehrte zurück und führte mich in das Zimmer des Vaters.

Es war dies ein von drei Seiten durch große Fenster begrenzter Raum. Durch das erste sah man einen Fluß, durch das zweite blaue Berge, durch das dritte die Dorfstraße mit ihren wechselnden, ländlichen Szenen. Der Maler in seinem weißlichen Überhemd, mit dem rötlichen Gesicht und blonden Bart, erhob sich von dem Kanapee, worauf er lag, gab mir die Hand, griff gleich darauf nach einer Flasche Rotwein, mußte aber erkennen, daß er sie schon leer getrunken hatte, riß die Türe auf und rief trotz meiner Abwehr nach einer zweiten, welche von der jungen Magd sogleich gebracht wurde.

Ich sagte, nachdem wir miteinander angestoßen: „Wo man hinschaut, in die Ferne oder in die Nähe, zum Fenster hinaus, zur Türe hinein, überall sieht man Dinge, die wert sind, gemalt zu werden. Sogar —"

„Sogar die Köchin."

„Gut, sogar die Köchin. Aber eigentlich wollte ich sagen, daß sogar Beschäftigungen wie Stubenwischen, Fegen, Kochen usw. in diesem Hause einen malerischen Reiz zu haben scheinen. Ich sage nur, was ich in diesem Zimmer auf den verschiedenen Bildern erblicke. Da sind Ihre Töchterchen, die im Flusse baden. Da ist eine Sonnenblume, die sicherlich draußen im Garten prangt. Da seh ich sogar die Köchin und um sie herum die farbigen Waschzuber. Und sie scheint

mir ihre Arbeit so fröhlich zu verrichten, weil die Umgebung des Hauses, dieses selbst und alle Dinge darin Heiterkeit ausatmen."

„Nein, weil sie in den Metzger, der uns gegenüberwohnt, verliebt ist. Man kann ihn, wenn die Schaal offen ist, mit dem Fleisch hantieren sehen. Ich habe die Magd aber angestellt, eben weil sie verliebt ist. Verliebte Leute sind lustig, und ich muß lustige Leute um mich haben. Wenn ich mit hellen Farben malen will, muß ich auch innerlich hellauf sein. Sonst wird keine Blume, keine weiße Wolke fertig. Was einem Ringkämpfer die Muskeln sind, nämlich das tägliche Brot, das ist mir die Freude. Von ihr verlassen bin ich ein geschlagner Mann."

Er zog den Bleistift aus der Tasche. „Sehen Sie," sagte er, „jetzt kann ich lachen, weil mir wieder jeder Strich gelingt. Aber vor einer Viertelstunde noch lag ich wie gelähmt da. Offen gestanden, Ihr Läuten hat mich geweckt. Denn ich schlief aus Verzweiflung am heiterhellen Tage. Dort liegt mein Kragen noch."

Er tauschte ihn mit dem Tuche, das er bis jetzt um den Hals getragen, und ich entdeckte dabei, daß er einen Anflug von Kropf besaß. Gleich begriff ich ihn ein wenig besser. Denn Menschen mit kurzen Hälsen verfallen immer schnell der Verzweiflung, das wußte ich aus Erfahrung.

„Die letzten Tage war ich überhaupt wie tot," fuhr er fort, „und daran ist der junge Mann schuld, dessen Erzieher Sie werden sollen, der, schauen Sie, auf jenem Gemälde abgebildet ist: der Riese mit den matten Augen, der sich auf das Sofa hingeflegelt hat mit geekeltem Gesicht, und nicht Rücksicht darauf nimmt, daß ich das Möbel so komponiert habe, daß es die Gebärde stilvoll macht; der überhaupt das ganze Haus chokiert; der die Tafelrunde stört mit seinem Trübsalblasen; durch den die Ausflüge zur Last werden statt zur Lust; der mir das Leben, Tag für Tag, verdirbt. Und das will etwas heißen, hier, wo die Farben durchsichtiger sind als irgendwo. — Genug. Sie werden ihn bilden. Sie besitzen schon mein ganzes Vertrauen. Heut hab ich vortrefflich gezeichnet, in zehn Minuten zustande gebracht, woran ich schon tagelang knorzte. Sie haben das Verdienst, Ihnen muß ich danken. Aber jetzt zum Tee, meine Frau wartet, zum Tee, mein Herr, zum Tee, das erstemal, ach, seit langer Zeit, mit rechtschaffenem Hunger."

Er wollte sich noch den Rest der Flasche einschenken, aber es war nichts mehr drinnen. Gewiß hatte ihm der Wein zu einer glücklichen Hand verholfen, nicht aber ich. Denn er hatte die Flasche fast allein geleert.

Seine Gattin und die drei Töchterchen saßen schon

in einer Reihe an jenem schöngedeckten Tische, als wir in das Eßzimmer traten. Die Mutter sah beinahe wie die Kinder aus, besonders wenn sie lachte oder zuhörte und dabei in der halberhobenen Hand ein Butterbrot hielt. Doch hatte sie einen unverwischbar herben Zug um die Lippen und dunkle Haare, während die Kinder sehr blond waren, und zwar um so blonder, je weniger Jahre sie zählten oder je näher dem unteren Ende des Tisches zu sie saßen. Auch sie trug ein helles Kleid, das augenscheinlich vom Maler entworfen worden war.

Karl, der Sohn, mein zukünftiger Zögling, kam zu spät und mit sehr nachlässigen Schritten und wurde deshalb vom Vater stirnerunzelnd gemustert. Auch ich konnte eine gewisse Unlust in mir bemerken, weil er unser fröhliches Plaudern ins Stocken brachte. Er schien aber eher aus Mangel an Willen und aus müder Freudlosigkeit als aus böser Absicht so rücksichtslose Manieren zu zeigen. Er kam mir vor wie ein Mensch, dem Ziele fehlen. Ich schloß aus Mienen und Bewegungen sofort auf Gefühle und Gewohnheiten. Das muß ja der Erzieher tun. Ich weiß, ein Jüngling kann schöne Bewegungen nur haben, wenn er von hoher Empfindung getragen wird. Solche war eben jetzt sicherlich nicht in ihm vorhanden. Hatte sie sich verzogen, als er ins Zimmer getreten, weil er vom

Vater ärgerlich angeschaut worden war? Was mußte man tun, damit sie wieder erschien? Was für Situationen würden sie hervorzaubern? Tiefe Gespräche, Schwimmtouren, Kletterpartien? Mein Geist begann zu arbeiten. Ich fing Pläne zu schmieden an. Ferner versuchte ich herauszufinden, wie Vater und Sohn zueinander standen, und da sagte mir der Umstand, daß Karl bei jedem tadelnden Blick des Vaters die Brauen hochzog und mit den Fingern auf dem Tische trommelte, genug.

Ich machte natürlich meine Beobachtungen unvermerkt und suchte dabei durch Witze die Unbefangenheit wiederum herzustellen. Auch richtete ich einige Fragen an Karl, was ihn ermutigte, selbständige Ansichten zu äußern, die aber vom Maler sogleich widerlegt wurden. Ich entdeckte: Der gehörte zu den Vätern, die möchten, daß ihre Kinder recht gescheit würden, die sich aber so verhalten, daß sie verdummen müssen. Das findet statt, wenn ein Vater will, daß sein Sohn genau so wird, wie er selber. Der Maler konnte an Karl nur dulden, was sein gewohntes Eigensein und Meinen nicht störte. Er horchte nur zu, um zu korrigieren und alles besser zu wissen. Behagen war sein tägliches Brot. Er scheute sich vor jeder Umgestaltung seines innern Lebens, weil das eine Änderung seiner Malweise zur Folge gehabt hätte und dadurch keines

seiner friedlichen, beim Publikum beliebten Bilder mehr fertig geworden wäre.

Durch die vielen Zurechtweisungen wurden des Knaben Gebärden immer trotziger, und als der Tee getrunken war, erlaubte er sich die Ungezogenheit, als erster aufzustehen, eine Zeitung zu ergreifen, die auf dem Fenstergesimse lag, und daraus vorzulesen, daß Cook den Nordpol ohne Alkohol erreicht habe. Wahrscheinlich hatte er bemerkt, daß des Vaters Nase heute röter war als sonst. Sofort jedoch bereute er das Getane und sah in seinem Schrecken wahrhaft erbarmenswürdig aus. Etwas Entsetzliches mußte nun geschehen. Denn der Maler schaute ganz stier drein und ein fürchterliches Wort schien in seiner Kehle zu stecken. Die arme Gattin stupfte ihn mit dem Fuße, suchte mit flehenden Blicken nach seinen Augen, fragte, ob er noch Brot nehme, „nicht? Butter? Konfitüre? Kuchen? Aber doch sicherlich noch ein Täßchen Tee," winkte zu gleicher Zeit dem Sohne, zu verschwinden und durfte endlich aufatmen, denn der Vater ließ sich einschenken und unterdrückte die zornige Rede. Er wurde fröhlicher als vorher, weil er sich hatte beherrschen können, und verfügte sich bald in sein Atelier, um die treffliche Stimmung auszunutzen. „Am meisten reizt es mich," sagte er noch, „daß Karl seine Hände nie aus den Taschen nimmt." — Warum hatte er ihm

nicht eine Weltanschauung beigebracht, die von vornherein ausschloß, daß er die Hände in die Taschen steckte? Es war erschreckend, wie wenig er vom Seelenleben des Knaben wußte.

Die Gattin nahm mich beiseite und sagte mir von Karl: „Man sieht ihn nur, wenn es was zu essen gibt. Dann kommt er, murmelt: ‚Wo ist mein Löffel?‘ ißt und geht. Mehr hat man nicht von seinem Kinde. Man darf ihn nicht einmal mehr offen lieben. In seinem Zimmer mag er nicht mehr sein, bloß weil sich dort ein Schrank befindet, woraus ich täglich zwei- oder dreimal Wäsche hole. Jüngst, als ich eintrat, hatte er einen gewaltigen Haufen Papier vor sich liegen, den er sofort mit seinen Armen bedeckte, als ich hinter seinem Rücken durchging. Trotzdem sah ich einige Bogen, die ganz sinnlos verklext waren. Das schöne Papier reute mich und ich sagte: ‚Du führst aber eine merkwürdige Korrespondenz.‘ Gleich schnellte er empor, zerriß, was ihm zwischen die Finger geriet, stürzte zuletzt das Tintenfaß über die Decke. — Jetzt hat er sich im hintersten Winkel des Gartens den Kaninchenstall zum Aufenthalt zurechtgezimmert. Dort drinnen liegt er Tag für Tag. Weiß Gott, was er macht. Das Schrecklichste ist, daß er keine Freude mehr am Spazierengehen, noch am Baden, Fischen und Spielen hat. Ich kann nichts tun, als ihm gute Speisen kochen.

Schau ich ihn nur teilnehmend an, so gerät er in Wut, reißt die Tür auf, schmettert sie zu, läuft fort und legt sich in seinen Verschlag. Antwort von ihm bekomm ich überhaupt keine mehr. Frag ich: ‚Welchen Anzug willst du morgen tragen?', was doch sicherlich vernünftig gefragt ist, so schneidet er Grimassen. Das ist schmerzlich. Auch den Schwesterchen geht's schlimm. Früher jagten sie den ganzen Tag ums Haus herum. Jetzt wagen sie's nicht mehr. Kommt ihm eines in den Weg, so glotzt er's an und bläst die Backen auf. Es flieht zu Tod erschreckt, versteckt sich unter einer Bank und liegt dort lang, verkrümmt mit angstvoll jagendem Herzen. Das Arme, nicht wahr?" sagte sie zu den Kindern, die sich um sie drängten, und liebkoste sie. „Euch darf man noch lieben. Ihr bekommt leuchtende Augen, wenn man euch etwas lehrt. Ihr horcht gern auf mich und seid folgsam. Noch vor einem Jahr war er wie ihr. Und auch jetzt noch ist's mir oft, als ob ich den früheren Knaben durch seine Rücksichtslosigkeit hindurch erkennte. Wüßte man nur, wie ihn wieder zurückrufen. Kommt."

Das war ein liebevoller, aber kein sinnreicher Wunsch. Ich bedauerte die traurig mit den Kindern abziehende Mutter. Aber ihren Sohn verstand sie ebensowenig wie der Vater zu erziehen. Der Junge war in eine neue Periode getreten, und es galt vorwärts, nicht

rückwärts zu schauen. Ich ging in den Garten, um mir die neue Erziehungsmethode zu überlegen.

Von dem etwas erhöhten Hause aus ließ sich der trefflich angelegte Garten gut überblicken. „Welchen Weg will ich nehmen?" fragte ich mich. „Was will ich zuerst beschauen? Die Efeuwand, die großen freistehenden Bäume, die Rosengruppen, das Obstbaumwäldchen oder die Gemüsebeete?" Ich überlegte mir die schönsten Freuden des Lebens. Denn auf dem weißbestreuten Weg zu gehen war eine Freude, die königliche Ulme anzuschauen eine andere, auf jener Bank zu sitzen eine dritte. Es gab hier nicht nur einen Garten, sondern soviel hundert verschiedene Arten der Freude, als der Garten Blumen, Büsche, Rasenflächen, Heckgänge und Winkel besaß. Ich wanderte langsam von einer Lust zur andern und verlor mich schließlich im Obstbaumwäldchen.

„Der Junge soll vorzüglich erzogen werden," sagte ich zu mir. „Denn wenn ich die Harmonie, die dieser Garten dem Gemüte mitteilt, innehabe, so kommen mir die besten Ideen nur so angeflogen. Ich brauche gar nicht schwer zu denken, ich spaziere so umher, betrachte Baum und Strauch, versenk mich in das Blau des Himmels, beiße hie und da in einen Apfel. Guter Rat kommt wie von selbst. In meinem Studierzimmer hab ich noch nie was Nützliches für meine Zöglinge ge-

funden, ich hätte denn am Fenster gestanden und die Pflaumen gegessen, die ich vom Spalier gepflückt. Karl scheint zwar ein schwieriger Fall zu sein, aber einstweilen laß ich mir die Birnen schmecken."

Ich gelangte an das Ende der Hofstatt und hiermit zugleich an das des Gartens und wollte mich auf demselben Wege wiederum zurückbegeben, als ich den Bretterverschlag erblickte, der nach der Beschreibung der Mutter der Aufenthaltsort des Sohnes sein mußte. Ich kroch sogleich durch ein Loch hinein und sagte, da ich annahm, daß der Junge drinnen steckte: „Ich habe eben Ihre Heuäpfel versucht." Ich wollte ihn ins Wäldchen locken, um weiterhin dem Obstessen zu frönen. Erstens ließ sich dabei plaudern und beobachten, und zweitens kam mir plötzlich in den Sinn, daß man es unbescheiden nennen könnte, wenn ich es allein täte. Ich trug aber großes Gelüste, noch andere Sorten zu probieren.

Er befand sich jedoch nicht in der Hütte. Auf einem Holzblock, der als Tisch dienen mochte, lag ein schwarzes Heft. Ich schlug es auf und las darin: „Herrlich, dieser ehemalige Kaninchenstall. In der Wand rechts ein Astloch, wohindurch man auf den Gemüsegarten sieht. Dort hackt Marie jeden Tag Kartoffeln aus oder holt Rübchen. Sie hat sehr starke Arme. Sie bekommt jeden Tag einen brauneren Hals und sie muß einen

wunderbar gebauten Körper haben. In der Wand links eine Ritze, wohindurch man den Brunnentrog sieht. Dort wäscht sie den Salat und füllt die Wasserkessel und trägt sie dann fort. Ich sehe sehr gut ihre leichtgebräunten Arme, die auf der Unterseite etwas heller sind. Und es wird mir immer sehr merkwürdig zumute, wenn ich diese Tatsache bedenke. — Im Griechischen folgendes Wort gefunden: ὀαρίζω = kosen, trauliche Unterredung pflegen. Es muß was Feines sein. O weh. — Heut, verflucht, hat Cook den Nordpol entdeckt. Seither mag ich nichts mehr arbeiten. Unglaublich, ich tat nie was Großes. Langweiliges Hinschlummern, dumme Melancholie, stille Heuchelei, was Marie betrifft. Schlafen ist noch das Gescheiteste. Wenn mir nur ein Gott sagen wollte, ob ich ein Idiot bin oder nicht? Wenn ich nur wüßte, was bei mir Einbildung ist oder nicht. Pfui, das Leben schleicht wie eine Schnecke; wo ein Grashalm den Weg versperrt, geht's mit unendlicher Mühe hinüber. Und nun dieser Cook in dreißig Tagen zum Nordpol. Ich möchte rasen über meine Kleinlichkeit. Aber kann ich etwas anderes tun, als älter werden? Ja, ja, dreimal ja, die Bedingungen zur Größe würden da sein, wenn ich wirklich groß wäre. Heut hab ich schauderhafte Kopfschmerzen vom Nichtstun. Ich darf einfach nicht so weiterleben, und deshalb fahr ich

nächstens in die Stadt, um die nötigen Maßnahmen zu treffen."

Froh, daß ich wieder etwas mehr von ihm wußte, aber ohne mir ein abschließendes Urteil über ihn zu bilden, vielmehr mit der Absicht, nach weiteren Spuren seines Treibens zu suchen, verließ ich die Hütte und nahm meinen Spaziergang durch den Garten wiederum auf. Vielleicht würde mir eine Bank, die er irgendwo aufgeschlagen hatte, etwas von seinem Wesen verraten. Ich habe einmal den Charakter eines kleinen Mädchens an einem von ihm geballten Schneemann studiert. Vielleicht war mir auch hier das Glück auf ähnliche Weise hold. Wo hielt er sich auf? Wenn man die Gegenstände betrachtet, die sich ein Mensch zu seiner Umgebung wählt, so sieht man in seine Seele hinein.

Da erblickte ich ihn! — Er lag faul und unregsam in der abendlichen Sonne und gab von Zeit zu Zeit sonderbare Laute von sich, die ich mir nicht deuten konnte. Später habe ich erfahren, daß er damit den fetten Dachshund des Hauses, der ebenso träge neben dem Jungen im Staub geschlafen, hatte näher locken wollen. Der Hund aber war längst fortgelaufen, was jedoch Karl nicht wußte, da er zu bequem war, sich umzuwenden und die Augen zu öffnen. Er lockte also und schmeichelte eine halbe Stunde lang, und

2*

mir wurde immer wunderlicher zumute. Indessen hielt ich aus und wartete, bis er sich erhob, begegnete ihm dann wie zufällig und fragte ihn, ob man nicht baden gehen könne.

Er antwortete, daß der Fluß vom gestrigen Gewitter ganz braun wäre.

„Sehenswert?" fragte ich. Hierauf erwiderte er nichts. „Hat's gefährliche Stellen?" forschte ich weiter.

„Das schon."

„Wär's ratsam und noch Zeit genug, vor dem Nachtessen die Sachlage zu prüfen?"

Man esse erst in einer Stunde.

„Kommen Sie mit?"

„Ja."

Es war für mich wichtig und erfreulich zu beobachten, wie bei der Frage nach den gefährlichen Stellen Leben in Karl gekommen war. Diese gefährlichen Stellen bestanden, wie meine Beobachtung ergab, in drei Stromschnellen, die sich über die ganze Breite des Flusses zogen und gewaltige Gischt aufwarfen. Es wäre töricht und vermessen gewesen, hier hinunterzuschwimmen. Ich spürte aber, daß ich in der Meinung des Jungen verlieren mußte, wenn ich die Strudel von vornherein als unüberwindlich betrachtete. Ich nahm deshalb einen großen Ast, warf ihn hinaus und wartete, wie lange er unter Wasser gezogen würde.

Hierauf sagte ich: „Wir wollen uns gedulden, bis der Fluß klar geworden ist. Dann werden wir sehen, ob es eine Dummheit oder ein schönes Wagestück bedeutet, hinunterzuschwimmen."

In Wirklichkeit aber hatte ich den Plan aufgegeben.

Wir verweilten noch einige Zeit. — Das Rauschen eines Wasserfalles hat stets eine vertiefende und läuternde Wirkung auf das Gemüt. Man denkt klarer und gesammelter, wenn man ihm gelauscht hat. Als wir aufbrachen, schien mir die rechte Stimmung vorhanden, ein wenig den Erzieher zu probieren. Ich ließ die Farben des Abendhimmels auf mich wirken, ich lauschte dem Gesang der Vögel, ich atmete den Duft eines Kornfeldes ein; nachdem ich derart eine Weile stillschweigend genossen und mein Behagen höchstens durch ein paar wohlige Körperbewegungen angedeutet hatte, rief ich plötzlich aus: „Ha, ich erinnere mich einer Zeit, da stand es ganz schlimm um mich. Ich hatte die Beobachtungsfreude vollständig verloren und mit ihr die Welt. Ich gähnte die Abendsonne an und verschlief das Morgenrot. Lachen Sie mich nicht aus. Es war so weit gekommen, daß ich kaum eine Stunde des Tages ausging. Warum? Es schien mir nicht der Mühe wert. — Doch einmal um Mitternacht erwachte ich und sah das Land im Sternenglanz und schluchzte, weil es schön war, und fieberte

bis zum Morgen, der herrlich erschien. Da fand ich meine Faulheit sündhaft und nahm mir vor, sie abzuwerfen. Aber das war schwer. Ich verfiel ihr immer wieder. Doch ich tat den Schwur, täglich zehn Dinge auf der Welt schön zu finden. Es machte mir anfangs Mühe. Denn wer nicht gewohnt ist, um sich zu schauen, der findet auch nichts Schönes. Aber ich brach den Schwur nicht und bin des froh. Denn jetzt begegnen mir auf Schritt und Tritt tausend schöne Dinge."

Hierauf erwiderte er: „Wenn ich einen Schwur täte, hielte ich ihn auch. Aber das Schwierige ist, den Schwur zu tun. Wie sich dazu entschließen?"

„Halten Sie drei Finger hoch."

„Gut. Dann aber schwör ich, mich nie von der Fröhlichkeit übertölpeln zu lassen. Etwas anderes kann ich einfach nicht schwören."

Holla, dachte ich. Mit Worten wurde hier nur Unheil gestiftet. Sprach ich von Freude, so verbohrte sich der Junge erst recht in Melancholie. Die Sache mußte anders angegriffen werden. „Ich werde nun doch baden," sagte ich, „trotzdem der Fluß trübe ist. Die Abendsonne scheint zu golden. Ziehen wir uns schnell aus. Denn ich möchte ein tüchtiges Stück schwimmen vor dem Nachtmahl."

Durch das Bad mußte der Junge in eine frischere Stimmung geraten. Vielleicht tat er dann den Schwur.

Ohne Kleider ist man ja ein anderer Mensch: Die Traurigkeit ist gar nicht möglich, die Schüchternheit verschwindet, die Gedanken werden behender, wie wir selbst auch werden, und Pläne wachsen gleich Blumen aus der Brust hervor. Dummheit, Eitelkeit und Bosheit hat man abgelegt, wie Kragen und Krawatte. Die Lehrer, die viele Schüler hintansetzen und verächtlich behandeln, weil sie langsam und störrisch scheinen, sollten sie einmal beim Baden sehen. Dann würden sie erkennen, daß Verachtung sie nicht trifft, weil sie zu ausdauernd im Schwimmen sind, weil ihr Geist reich und beweglich wird, wenn sie den Fischen zuschauen, und weil sie sich viel zu zierlich in der Luft herumbewegen. Vernähme ein Lateinlehrer, daß sein bester Schüler wasserscheu ist, so würde sich sein Stolz in Sorge verwandeln.

Wir zogen uns aus, und Karl sprang mir voran den Fluß hinauf durch Wald und Wiese und setzte ohne langes Besinnen über Wassergräben und gefällte Baumstämme, die den Weg versperrten. Es war eine Lust zu schauen, wie stolz er seinen kräftigen und geschmeidigen Körper trug.

Ich aber sann über die Erziehmethode nach. Karl, so sagte ich mir, spürt die Fähigkeit in sich, Außerordentliches zu verrichten, weiß jedoch nicht was und nicht wie und wird dadurch sterbenstraurig. Denn ent-

weder will er etwas Erstklassiges erreichen oder er mag überhaupt nicht mehr dabei sein. Er muß zunächst in körperlichen Dingen Erstling werden. Zu geistigen ist er zu jung. Ich will ihn zur Autorität im Turnen oder Schwimmen machen. Wenn er den Leib in seiner Ganzheit ausbildet, zieht er die Eigenschaften der Ausdauer, der Ritterlichkeit und des Stolzes in sich hoch. Und dann ist alles gewonnen. Dann gedeiht auch die geistige Saat. Jeder Knabe kann Erstling sein: Im Pfeilschießen, im Händelaufen, in einer Reckübung oder einem Schwimmkunststückchen. Ich selbst war es mit dreizehn Jahren im Flobertschießen, mit vierzehn im Kopfsprung, mit fünfzehn im Skilaufen. Zu jeder Zeit hatte ich eine höchste Stufe erreicht. Hätte ich nicht geglaubt, daß niemand auf der Erde die und die Turnübung vollendeter ausführte, niemand sich auf so dünne Baumwipfel wagte, niemand einen schmerzhaften Steinwurf tapferer verwand, ich würde mich geschämt haben, zu leben, ich wäre traurig und träge geworden und vielleicht verdorben. Hatte ich damals nicht Qualen zu erdulden dieses Ruhmes wegen? Taten mir abends meine Glieder nicht bis zum Schreien weh? Mußte ich nicht als Mißverstandener täglich die Verachtung von einem halben Dutzend Lehrer auf mich nehmen? Oft war ich todmüde, weil ich stundenlang in der Turnhalle

ganz allein gearbeitet hatte. Aber ich habe ausgehalten und nun bin ich das ganze Leben gerüstet. Immer werde ich etwas besser verstehen als meine Mitmenschen. Denn es ist meine Gewohnheit vom zehnten Jahre an. Und das allein gibt mir das Gefühl, daß ich nicht unnütz bin und daß ich das Recht habe, auf der Erde frei herumzugehen. Ich verehrte meine Lehrer; die Verehrung ist fruchtbar in mir geworden und hat mich selbst zum Lehrer gemacht. Ich habe mir gelobt und gelob' es mir heute noch, der beste Erzieher zu werden. Geht's nicht, so weiß ich nicht, warum ich leben soll. Ich leg' mich hin. Ich streike. Aber siehe da, gleich kommen mir unsterbliche Gedanken, und ich darf wieder mich des Daseins freuen. Denn ich habe Hoffnung, der Erste zu werden. Es gibt eine Macht, die mich am Leben erhalten will, die mir aber das Höchste nur gewährt, wenn ich zu ihr spreche: Entweder will ich das Bewußtsein in mir tragen, daß ich helfen kann, die Erde zu verherrlichen, oder ich mache überhaupt nicht mehr mit. Entweder verschmähe ich das Leben oder du schenkst mir eine ewige Wahrheit.

Wer einmal der Erste gewesen ist in irgendetwas, für den wird das Leben oft zu solch einem Entweder — Oder. Einer meiner Mitschüler, der am gewandtesten Pflanzen bestimmte, stürzte als zwanzigjähriger, schon berühmter Berggänger, in den Alpen zu Tode. Ein

anderer, der ebenso fertig Französisch sprach wie der Lehrer und mit diesem Gespräche führte, von denen wir kaum ein paar Worte verstanden, der in den übrigen Fächern kein Kirchenlicht war, aber den halben Molière auswendig wußte, der so ein sieghaftes Lächeln und einen festen Charakter erlangt hatte, erschoß sich, als ihn schuldlos eine Krankheit faßte, die für schmachvoll gilt. Solche Menschen haben später viel tiefergreifende Erlebnisse.

So wird die erste Liebe für sie gefährlicher als für gewöhnliche Naturen. Oft bleibt sie die einzige. Oft gehen sie an ihr zugrunde. Nicht selten aber werden sie sehr glücklich, denn ihr guter Stern führt sie der Frau zu, die sie schützen kann.

Auch Karl gehörte unter diese Erstlinge, wie ich. Das sah ich seinen Sprüngen an. Wir waren wesensverwandt. Wollte ich aber Erstling bleiben, so mußte ich ihn das Leben beherrschen lehren. Deshalb sollte schon heute eine Tat getan werden, die ihn aufreckte und weiterbrachte.

„Von wo pflegen Sie zu schwimmen?“ fragte ich.

„Von jener Föhre,“ versetzte er. „Heut aber geh ich bis zur Tanne dort.“

„So wollen wir denn etwas tun, was uns so leicht keiner nachmacht. Wir stoßen von der Eiche ab.“

Wir stürzten in den Strom, hielten der Mitte zu

und kamen bald aus dem Schatten des Ufers in den Glanz der sinkenden Sonne. Wenn wir uns umwandten und stromaufwärts blickten, so war es, als ob wir einem feurigen Schlund entstiegen. Noch nie war ich von solchem Farbenmeere überflutet worden. Ich wurde von Wonne erfaßt. Nachdem ich etliche Jauchzer ausgestoßen, rief ich: „Jetzt strecken Sie Ihre Hand hoch in die Pracht und schwören Sie zu leben."

Karl kehrte mir sein ernstes Gesicht entgegen und sagte: „Nein, niemals! Ich weiß, nachher, am Land, ist's ebenso erbärmlich wie vorher."

„Aber wer nicht leben will, kann keine große Tat tun."

„Und wer den Tod flieht, kann sich nicht strafen, daß er stets gemein und unnütz ist. Der versäumt die einzige Gelegenheit zur Größe."

Ich schwieg, denn ich wollte, was ich heut erreicht, nicht durch Widerspruch verlieren. Wir schwammen ans Ufer, kleideten uns eilig an und trabten nach Hause, um noch rechtzeitig anzukommen. Beim Abendessen war es ihm, nach solcher Schwimmtour und solchem Wettlauf, nicht mehr möglich, träg am Tisch zu sitzen. Er verhielt sich zwar stillschweigend, aber er zeigte frischere und taktvollere Bewegungen. Jetzt besaß er eben überschüssige Kraft, während er früher aus Todesmattigkeit so finster und unwirsch gewesen war.

Nach dem Essen schlug ich ihm einen Spaziergang

durch das schon dunkelnde Dörfchen vor und nahm die drei Mädchen mit. Sommerfrischler schlenderten behaglich durch die Gassen. Da mir die Kinder zu schüchtern waren, fragte ich immer, wenn uns einer begegnete, was für einem Tier er gliche. Nun traten sie den Leuten unter das Gesicht und forschten darin. Man verwunderte sich, aber verzieh, weil sie es so drollig taten. Es gab sich mancher Spaß. Eine Dame wurde mit einem japanischen Schwan verglichen, ein Greis mit einem Igel, ein Mädchen mit einem Reh, was Karl sehr für das Spiel begeisterte. Ich spazierte mit ihm hinter den Kindern her, fragte ihn nach allerlei, plauderte, plante, wie man die folgenden Tage verbringen könnte. Als wir nach einem Stündchen zurückkehrten, fühlte ich, daß sein Herz ganz glücklich geworden war.

Die Mädchen wurden sofort der Mutter ausgeliefert. Ich mußte zuschauen, wie sie sich auskleideten: das jüngste sehr komisch, das älteste schon auf holde Art. Dann kletterten sie ins Bett mit dem Rufe: „Einsteigen nach Afrika," veranstalteten aber vor der Fahrt in den dunklen Erdteil noch eine Bettdeckenschlacht, schmissen sich die Kissen in den Rücken, so daß das eine vorwärts, das andere rückwärts zusammenklappte, und warfen sich zuletzt übereinander, bis man nicht mehr wußte, wessen Beine zueinander gehörten.

Des anderen Tages erhob ich mich vor Sonnenaufgang. Ich weiß wohl, warum ich dies tue. Es ist eine gute Erziehergewohnheit. Man vermag sich dann besser in seine Zöglinge zu versetzen, merkt, wie sie die Welt betrachten, was für Dinge für sie Wichtigkeit besitzen, und kommt ihrer Seele näher. Denn die Stimmung eines Kindes ist immer eine morgendliche.

Das ganze Land hatte die Frische, die es in meiner Knabenzeit besessen. Die Züge der Berge ragten kühner in die Luft, die Formen der Bäume drückten sich dem Gemüte unvergänglicher ein und der Fluß schien lauter zu tosen und herber zu riechen. Ich badete. Wenn man morgens früh aufsteht, so hat man das Gefühl, als ob man die schönste Geliebte der Welt besäße. Man meint, man wäre der einzige glückliche und kluge Mensch, der das Leben ausschöpft. Man kommt sich unversieglich vor an Kraft. Karl hatte Sehnsucht nach dieser Empfindung und meinte sie in der Liebe zu einem Mädchen zu finden. Aber ich wußte: Wenn ihm ein Morgenbad dieses Gefühl verschaffen könnte, so würde er kein Mädchen mehr anschauen.

Es berührte mich seltsam, als ich zurückkehrend das Haus noch still und schlafend fand. Jedermann lag noch in wirren, grauen Träumen, während ich des Morgens Klarheit in mir trug. Noch niemand hatte

etwas erlebt. Doch: Die Gattin des Malers war wach. Wer hat mir nur dies gesagt, daß der Mann, der später als die Frau aufsteht, deren Sorgenkind ist?

Als endlich Karl erschien, erzählte ich ihm von meinem Morgenbad, so daß er den Strom im dämmrigen Frühnebel schlafen und in der aufgehenden Sonne erwachen sah. Ich sprach von den Unterschieden des abendlichen und des morgendlichen Badens und weckte die Scham in ihm, daß er so spät aufgestanden war. Besonderen Eindruck machte die Bemerkung, daß ich heute der Sonne entgegengeschwommen wäre, während sie gestern in unserm Rücken gestanden hätte. „Noch jetzt hab ich das gleißende Silberband vor meinem Auge," sagte ich.

Ich hatte zu viel von ihm erwartet. Er bezwang während der nächsten Tage seine Faulheit nicht und stand immer spät auf. Doch war er wenigstens des Tages regsamer, benutzte aber die Regsamkeit, um seine düsteren Gedanken zu verallgemeinern und auszubauen. Er mißbrauchte die Kraft, die ihm das neue Leben gab, dazu, seine Philosopheme, die aus der Müdigkeit geboren waren, zu begründen. Je lebensfrischer er wurde, desto feindlicher sprach er über das Leben. Er sprach im Glück über Unglück, statt das Glück in sich zu saugen und immer weniger dem Unglück zu verfallen.

Ich jedoch war guten Mutes. Denn einmal mußte der Junge einsehen, daß dies unehrlich gegen die Freude gehandelt war. Einmal mußte er durch das Tagesleben so viel Farbe, Frische und Fröhlichkeit eingenommen haben, daß ihm das lange Liegen des Morgens zuwider würde und er früh aufstände. Dann mußte das Licht des Sonnenaufgangs so auf seine Seele wirken, daß er den Schwur zu leben tat und fortan alle Kraft auf die innere Entwicklung verwendete. Und diese Zeit war nicht mehr fern. Das sagte mir sein Schritt, der von Tag zu Tag elastischer wurde.

Eines Tages, als Karl und ich im Obstbaumwäldchen weilten, von Baum zu Baum schritten, mit Daumen und Zeigefinger prüfend, wie weit Äpfel und Birnen in der Reife fortgeschritten wären, und uns dergestalt dem Hage näherten, der den Garten gegen das freie Feld abschloß, hörten wir von dorther folgendes Gespräch zwischen der Köchin und dem Metzger, der eben Fleisch ins Haus gebracht hatte.

„Warum bist du eigentlich Metzger geworden?“ fragte sie.

„Weil man viel verdient, wenn man das Metzgen recht versteht, und weil man geachtet ist, wenn man zu Markt zieht mit einer Kuh am Seil. Weil alle andre Arbeit lächerlich ist. Ich will doch nicht den ganzen Tag im Zimmer hocken; das müßte ich als

Schneider, Schuster oder Sattler. Zugführer mag ich auch nicht werden, da bekommt man Krampfadern. Maurer auch nicht, da müßte ich von früh bis spät auf einem Brett sitzen und zu Mittag Makkaroni fressen, fünffingerlange, mit den Italienern, und mir von den Aufsehern wüst sagen lassen, wenn ich während der Arbeit eine Pfeife anzünde. Dann gibt das Metzgen Kraft in den Armen und man ist gefürchtet. Keiner wagt sich heran, wenn man nachts zu einem Mädchen geht, und alle haben Angst, man könnte ihnen das Schleichen und Aufpassen für immer verleiden."

„Aber tust du das?"

„Ich werd' es tun, wenn ich eine finde, die mir gefällt. Aber ein Metzger kauft nicht jede Kuh. Ferner kann man sich bald ein wenig Land kaufen. Denn, wie gesagt, der Metzger bringt's finanziell schnell zu etwas. Das Land aber ist eins-zwei das fetteste der Gegend, weil man den dicksten Blutdünger hat. Da wachsen die Säublumen und der Klee und die Bärentalpen noch einmal so breit und saftig und hoch. Wenn man aber eine Landwirtschaft hat, so kann man sich im Stall aufhalten, und Stalluft ist das Gesündeste."

„Ja, das ist wahr, Stalluft ist sehr gesund. Schade, daß es hier keinen Stall gibt. Metzgen ist schön und Wurst hab ich am liebsten. Aber ich krieg immer nur

den Zipfel, weil die Herrschaften alles aufessen. Und auch die anderen Speisen, die drin solange auf dem Tisch stehen, bekommen einen üblen Geschmack. Überhaupt verleidet es mir hier."

„Es gibt in jedem Beruf unangenehme Sachen. Aber in der Metzgerei ist das Darmwaschen gerade das Schönste."

„Dann muß ich immer ganz allein am Küchentisch essen, der mit einem grauen Wachstuch überzogen ist, das mich immer an ein Leichentuch gemahnt. Ach, ich möchte sterben!"

„Warum bist du denn Köchin geworden?"

„Weil man etwas dabei lernt und weil der Mensch fleißig soll arbeiten. Weil ich nicht den ganzen Tag in der Fabrik sitzen will und weil es gesund ist. Ich muß Holz spalten, und wenn ein Astknorz kommt, so gibt das Kraft in den Armen, wie das Metzgen. Ich muß glätten und am Glätten hab' ich Freude. Weil ich von allen Speisen zuerst bekomme, meinte ich, aber die Frau sieht mir auf die Finger, und als sie es merkte, nannte sie mich Unflat."

„Was, Unflat! Dich, das hübsche, gute, liebe Pferdchen."

„Laß mich los."

„Nur keine Angst, ich beiße nicht. Schau nicht so dumm drein, stampf' nicht so, reiß' nicht den Gartenhag

zusammen in deinem Zörnchen. Noch ein Küßlein. Oh, du hast ein Köpflein wie ein Kalb. Was! Du willst nichts von mir wissen? — Was ich noch sagen wollte: Metzgen ist auch schön, weil man dabei eine kleine Gartenwirtschaft einrichten könnte. Ein Metzger findet immer Kostgänger. Das wäre einträglich, weil man das Fleisch nicht erst kaufen müßte. Eine Schaal mit ein paar Korpussen und Hauſtöcken und einigen Kränzen von Magenwürsten ist immer eine Empfehlung. Selbstverständlich, die feinern Stücke schick' ich in die Stadt. In unserm Dorfe mit seinem Fremdenverkehr rentiert sich eine Wirtschaft wohl. Die einzige hier, die ‚Eintracht', ist unbeliebt, denn der Besitzer ist unappetitlich: Er trocknet die Hände am Tischtuch ab, schneuzt in die Handzwehlen, saugt das Mark aus den Knochen, bevor er das Rindfleisch vorsetzt. Immer sitzt er hinter dem Schenktisch, nagt an einem Säufuß, schaut scheel drein und mag keinem das Schöppchen gönnen, obschon er den Gewinst hat. Er versteht das Geschäft nicht. Letzthin kam ein Gast, bestellte Brot und Käs. Der Wirt humpelte in den Keller, brachte beides. Als der Mann gegessen hatte, spürte er den Hunger erst recht kommen, verlangte noch Schinken und Wurst. Aber Mejer sprach: „Nein, ein zweites Mal lauf ich nicht die Treppen hinunter. Hättest von Anfang an gesagt, was du willst." Und

dabei blieb's. Ein andermal nahm er einem Herrn ein Hühnchen, das dieser eben gevierteilt und mit Sauce übergossen hatte, vor der Nase wieder weg, um es selber zu verzehren. Nur weil es dem Gast ohne sein Wissen vorgesetzt worden war. Seitdem geht ihm kein anständiger Mensch mehr ins Haus."

„Du solltest eine der Frühstücksplatten sehen, die ich hier herrichte," sagte die Magd, „wie ich die Kalbskeule sorgfältig in Scheiben zerschneide und das Säuohr zerhäckle zu Salat. Wie hübsche Garnituren ich mache von Fleischgelee, Zwiebeln oder Petersilien. Und was für schöne Burgen aus dem Kartoffelstock. Sowohl das alte wie das neue Fleisch weiß ich trefflich zu gebrauchen. Das alte laß ich ziehen in Champignons, Salz, Pfeffer, Öl und Zitronensaft. Nur das alte, das noch frisch ist, denn der Reelle macht stets die besten Geschäfte. Ferner versteh ich eine Truthahnbrust zu behandeln, besser als die erste Köchin von Paris. Ich spicke sie dir mit Trüffeln und Speck, mit was du willst."

„Hab' ich dir gesagt, daß ich dich heirate?"

„Hab' ich dich gefragt, ob du mich nimmst? O nein, einen Wirt nehm' ich. Und weil es im Dorf nur einen hat, so nehm ich eben den. Er hat mich schon gefragt."

„Wirklich?"

„Ich will ihn küssen, daß er wieder zappelig wird,

die Gäste amüsiert und wie ein Blitz in den Keller fährt, das beste Tröpflein zu holen. Ich mache ihn berühmt im ganzen Land. Ich gründe mit ihm ein Hotel ersten Ranges. Sterben tut er sowieso bald."

„Ich hab' mich so gefreut, daß du in meiner Schaal stehst, in einer weißen Schürze, mit deinen starken Armen und dem lustigen Gesicht, das Tranchiermesser in der Hand. Die Schaal will ich umbauen lassen. Der Boden soll von rotem Zementstein sein und die Wände von weißem Marmor. Drin sollen sich die Fleischstücke spiegeln und zurückspiegeln, so daß man meint, im größten Schlachthaus der Welt zu sein. Dann strömen natürlich die Leute herbei, von nah und fern. ‚Einen Ring Wurst, bitte,' sagen sie und schauen sich um und gehen sehr ungern und predigen, was sie gesehen. Am meisten aber rühmen sie dich, mit deinen Armen und deinem Gesicht."

„Ist das wahr?"

„Tatsächlich."

„Nun, so küß mich, aber nicht so, daß der Gartenhag entzwei geht."

Jetzt schien mir die Möglichkeit gekommen, unvermerkt davon zu gehen. Ich winkte Karl, mir zu folgen. Aber da geschah das Unglück. Die Köchin löste sich aus den Armen des Burschen und sagte: „Der junge Herr hat uns gehört. Ich kenne seinen

Schritt. Er hat den Geiger in den Schuhen." Sofort stieg der Metzger auf die Hecke, erblickte den kopflos Fliehenden, schrie ihm nach: „Bürschlein, mach nicht, daß ich dich draußen mal erwische," fluchte noch lange lästerlich.

Karl aber kroch, seit zwei Wochen zum ersten Male wieder, in den Kaninchenstall, legte sich und verhüllte sein Haupt. Das Erlebnis peinigte ihn immer heftiger. „Was muß ich nur tun?" fragte er sich verzweifelt. „Oh die ehrlose Flucht! Oh meine Feigheit! Etwas muß geschehen, das ist sicher. Ich will schon sehen. So kann ich nicht weiterleben. Nein, ich kann es nicht, ich kann es nicht, ich kann es nicht." Nachdem er sich dieses wiederholt hatte, bis es in seinem Gehirne festsaß, verfiel er in einen apathischen Zustand, aus dem er sich auch nicht befreien konnte, als ich ihn zum Baden rief.

Ich mußte allein gehen. Wenn der Junge dies Erlebnis überwand, so war er gerettet, sagte ich zu mir. Und wie sollte er es nicht überwinden? Ich lachte, ich schritt beschwingt. Endlich würde ich zeigen können, ob ich als Erzieher etwas wert wäre. Aber ich wollte Karl Zeit lassen. Ich wollte das Gespräch, das ihn retten sollte, auf den nächsten Tag versparen. Dies Gespräch mußte von der Liebe zwischen Mann und Weib handeln. Sicherlich war auch hier von den

Eltern versäumt worden, ihm Worte zu sagen, die ihn stolz, ritterlich, zart und doch überlegen machten. Ich schwamm in den Strom hinaus und die Gedanken kamen mir klar und lauter wie die Wellen entgegen. Ich pries den Zufall, der auf einmal alles zur Entscheidung gebracht hatte.

Des andern Tages in der Frühe trat ich kurzweg in Karls Zimmer, um ihn zum Morgenspaziergang aufzurütteln. Ich fand aber sein Bett leer und, als ich aus dem Hause schritt, das Gartentor offen. In den alten Schlendrian zurückgeworfen hatte ihn das Erlebnis nicht, dachte ich, verscheuchte aber durch diese Überlegung die Sorge keineswegs, die sich über mein Gemüt gelagert hatte. Auch die aufgehende Sonne, deren Strahlen sonst meinen Geist so weitsichtig machen, half mir nicht. Wenn ich von den rötlichen und violetten Farben nur einen Augenblick wegschaute, so wurde mir sehr bang zumute. Was war das heute? — Ich hab in meinem Leben oft nächtelang im Fieber gelegen, von wüsten Träumen belagert, erstarrt von schwerem Alp; ich habe manche Nacht schlaflos in meiner Soldatenausrüstung verbracht, mit Menschen, die meine Seele in alle Höllen hinunterzerrten; aber immer noch hat die Morgensonne mich von allen Nebeln und Dünsten befreit. Heute jedoch fehlte mir die Fähigkeit zu denken und auch nur zu beobachten.

Ich war müde schon in der Frühe. Als ich in das Haus zurücktrat, hätte ich mich am liebsten wieder zu Bette gelegt.

Es brach ein für die vorgerückte Jahreszeit sehr heißer Tag an, der mir die Lust nahm, spazieren zu gehen. Auch erwartete ich jeden Augenblick Karl. So schlich ich denn im Garten hin und her, versuchte die Rede, die ich ihm halten wollte, zusammenzusetzen, biß einige Äpfel an und warf sie gleich wieder weg. Der Maler gesellte sich zu mir, teilte mir mit, daß das Barometer gefallen wäre, und fing vom Ruin seines Talentes zu reden an. Ich tröstete ihn und wurde dadurch selber aufgerüttelt.

„Das Gewitter, das naht, ist die Ursache Ihrer Melancholie," sagte ich. „Wenn es nur schon da wäre, dann könnten Sie alle die trüben und kranken, die engen und schweren Gedanken den ziehenden Wolken aufbürden, ihnen Ade sagen, wenn sie hinter den Bergen gespensterhaft verschwinden. Schreiben Sie dem Unwetter die Eigenschaften zu, mit denen Sie sich herumschlagen: Die Schreckhaftigkeit, das Wirrnis, den Zorn. Dann sind Sie erlöst, wenn das Gewitter sich entladet. Hernach kommt der Regenbogen und der reingeweinte, in seinem Tiefblau unergründliche Himmel. Sie leben die Natur mit: Ihre Bangigkeit, ihre Stürme, ihre Ruhe. Die Beziehungen

zwischen Ihnen und den irdischen Vorgängen sind inniger als bei gewöhnlichen Menschen. Die Scheidewand ist weggerissen. Ihnen ist vergönnt, aus sich herauszutreten und den Kosmos zu erleben. Freuen Sie sich dessen doch!"

„Ach bitte, schweigen Sie. Trost macht mich nur noch müder. Das alles wäre ja recht schön, wenn zugleich mit dieser Fähigkeit des Naturempfindens die Beherrschung meines Körpers geregelter und zuverlässiger geworden wäre. Aber ich bin zu schwach. Ein Gewitter sollte mich nicht so mutlos machen. Übrigens Dank für Ihre interessante Darlegung. Trinken Sie eine Flasche Wein mit mir?"

Ich mochte nicht. Ich setzte mich mit einer Gedichtsammlung auf die Gartenbank und versuchte zu lesen, oder vielmehr, ich ließ den Wind, der anhob, in dem Buche blättern. Ich hatte einfach Angst. Eine unerträgliche Mattigkeit legte sich auf mich, so daß es mir zur Qual wurde sowohl zu gehen als zu ruhen. Der ganze Körper tat mir weh. — Aber so leicht wie andere Leute durfte ich mich nicht besiegen lassen. Ich raffte mich auf und ging ans Reck, machte die Turnübungen, die mir in meiner Jugend den Ruf eines waghalsigen Burschen verschafft hatten, und es wurde besser.

Jetzt aber fiel mir Karl ein. Wie mußte ihm zumute sein, ihm, der nicht ahnte, daß die Ursache des Lebens-

überdrusses, der ihn wahrscheinlich in weit stärkerem Maße befallen hatte als mich, im Anrücken eines Gewitters lag, und der nicht über meine Willenskraft verfügte? Die Angst kam so jäh zurück, daß mir war, als ob mich jemand würgte. Im selben Augenblicke hörte ich Schritte und sah ihn durch das Gartentor huschen, im Hause verschwinden. Ich bekam meinen Atem wieder, folgte dem Jungen auf dem Fuße und klopfte an seiner Tür. Er hatte sich aber eingeschlossen, antwortete nicht und ließ mich nicht ein.

So setzte ich mich denn in mein eigenes Zimmer, das dem seinen benachbart war, lauschte und hörte ihn auf und ab schreiten, dachte nach, fand aber keinen Rat. Ich wollte von meinem Stuhle aufstehen, ein zweites Mal klopfen, sagen — ja, was sagen? Etwas über die Schönheit oder das Glück des Lebens? Ich erhob mich und legte mich auf das Kanapee. Das Leben war erbärmlich. Ich verfluchte es. Aber durfte ich das? Ich mußte auch in Gedanken der Lehrer zur Willensstärke bleiben. Wenn ich nur das leiseste Gefühl aufkommen ließ, das sagte: „Es lohnt sich nicht," so verlor ich alle Macht, die ich als Erzieher hatte. Dann verströmte die aufgespeicherte Kraft von Jahren in einer einzigen Minute. Dann sprach ich mir die Berechtigung ab, zu lehren und beizustehen. Und damit das Recht, überhaupt auf der Erde zu sein.

Ich wehrte mich, aber die Lethargie sank schwerer auf mich. Ich wollte aufstehen, aber ich brachte es nicht zustande. Da kam mir die Stelle aus Karls Tagebuch, das ich im Kaninchenstall gelesen hatte, in den Sinn: „Heut hab ich schauderhafte Kopfschmerzen vom Nichtstun. Ich darf einfach nicht so weiterleben, und deshalb fahr ich nächstens in die Stadt, um die nötigen Maßnahmen zu treffen ...“

Diese Maßnahmen waren nun getroffen: Das sagte mir sein entschlossener Schritt. Karl war diesen Morgen in der Stadt gewesen. Ich sah im Geiste, wie er auf und ab ging, wie er stille stand, ich wußte, wie er zu sich sprach: „Leer, leer und gestern schamlos und feige. Ach, ich hab' mich bewährt. Nun bleibt mir nur eines noch übrig, um nicht ganz erbärmlich zu sein.“ — Ich hörte etwas, das einem Schluchzen ähnlich war, das hieß wohl: „Eltern verzeiht, aber es ist am besten so.“ Sein Schritt blieb fest. Er wollte noch an die Köchin denken. Aber er tat es nicht mehr, er stand schon über dem Leben.

Jetzt waren genug der entschlossenen Schritte getan, sie verstummten. Die Stille lastete noch schwerer. Ich fühlte mit Karl: Hatte man noch einen Grund zu leben? Offen gestanden: Nein! Ich konnte keinen finden. Wie aber sollte der Junge einen haben, wenn ich selbst, der schon so viele Schüler erzogen hatte und

der im Notfall, wenn ihn jemand fragte, erwidern konnte: „Ja, ich hab etwas geleistet", keinen wußte, der mich überzeugte? — Das war die Ohnmacht, die mich nicht eine Handbreit in die Zukunft schauen ließ.

Noch nie im Leben war mir so zumut gewesen.

Noch nie?

Da schnellte mein Denken die Jahre zurück. Der Tag fiel mir ein, wo ich eine Frau gefragt: „Willst du mein sein?" Wo sie sagte: „Ja, mein Einziger" (diese Worte!) und sich doch am selben Tage einem andern hingab, wo ich, nachdem ich genugsam geschluchzt und gewütet, mir schließlich zu lachen befahl und, um mich zu befreien, in finsterster Nacht die Bergkette erstieg, die nah der Stadt mit einem Felsensturz ein jähes Ende findet. Ich spannte alle Muskeln an, ich sagte mir mit jeder Faser: „Ich will überwinden." Aber auf der Höhe angekommen, befiel mich Lebensüberdruß. Müde, schlaff, teilnahmslos schlich ich auf dem Kamm dahin. „Nun bin ich in meinem Elend auch noch närrisch," dachte ich, trottete weiter. „Warum bin ich Esel da hinaufgestiegen, statt mich ins Bett zu legen, alles zu verschlafen?" Ich schaute den Sternenhimmel an und sagte: „Pfui!" Da kam ein Windstoß und nahm mir den Hut die Felswand hinunter. Sofort kletterte ich nach, obschon die Partie in solcher Dunkelheit mit

Todesgefahr verbunden war. — Dieses Erlebnis gab mir die Regel, welche sich noch immer gegen Selbstmordgedanken bewährt hat: Sich einer großen Gefahr aussetzen. Dann kommt die Lebensenergie zurück. Man merkt wieder, was für Kraft und Mut man doch besitzt.

Die Erinnerung kam mir wie von Gott gesandt. Ich sprang auf, sah, daß das Zimmer ganz dunkel war von den schwarzblauen Wolken, die mit schwülgelbem Saum in den azurnen Himmel rollten, turmartig, lawinenhaft, Muskeln gleich, die zerbersten wollten, sog den Anblick ein und schrie: „Karl, schau zum Fenster hinaus.“ Ich hörte das Rütteln und Sausen der Bäume im Park, ich donnerte an die Türe: „Hinaus in den Sturm! Bist du feige? Wir wollen die Wellen hinunter, hui —“, stürzte ihm voran, als er nun endlich kam, die Treppen hinab.

Die Mutter begegnete uns. Sie wollte im oberen Stockwerk die Fenster schließen und die Fälladen herunterlassen. „Wo wollt ihr hin vor dem Gewitter?“ fragte sie.

„Baden,“ gellte Karl.

„Hast du nicht gelesen in der Zeitung? Schon wieder sind zwei ertrunken im Rhein.“

„Ja!“ schrie er zurück. „Im Morgenblatte stand's.“

Ich seh sie noch in der Erinnerung, wie sie erstarrt vom Schrecken stillestand. Da kam ein neuer Windstoß, riß uns mit.

Ein Wolkenungetüm hing über uns. Es wühlte im Garten, bohrte Wirbellöcher in die Gesträucherwände, warf die Granatbäumchen, die Fuchsien und Oleander und was noch in der Allee der Stockpflanzen stand, hin wie Bleisoldaten, fegte den Staub der Straße weit in die Matten hinein. Die Wälder waren gespenstig nah. Das Kornfeld vor dem Hause erhellte und verdunkelte sich in einem rhythmisch auftretenden Schauer von Blitzen.

Wir liefen durch die Felder dem Flusse zu, der schwärzer war als der Tann, der ihn säumte. Die Geräusche der ächzenden Bäume und der wilden Gischt vermischten sich zu einem verwirrenden Getöse, darob mein Herz hätte stillestehen mögen. Doch gab es kein Besinnen mehr. Karl hatte seine Kleider schon abgeworfen und eilte den Fluß aufwärts wie ein Irrlicht zwischen den Stämmen hindurch.

Erst als wir mitten im Strome den großen Wellen zuschwammen, kam ich wieder zu Verstand. Das ruhige Ein- und Ausatmen, die gleichmäßigen Schwimmübungen brachten mir zum Bewußtsein, was ich eigentlich tat. Wenn ich mich hochhob, so sah ich in der Ferne die drei Schaumberge, einen höher

als den andern. Sie schienen auf der Wasserfläche stetig näher zu stürmen. Nun fing ich an, Karl zu beschwören, umzukehren. Er wandte mir ein Antlitz zu, das mich durch seine Festigkeit erbeben machte. Ich spürte meine Worte kraftlos werden. Die Angst entriß mir alle Macht. Ich bat. Da hob er sich zu längern Zügen und schwamm mir voraus. In diesem Augenblicke fuhr ein Blitz herab. Ein Donner folgte, im Flußtal sich brechend und stets sich von neuem gebärend, von einem ebenso langen Jauchzer des Jungen begleitet: „Brüll, brüll, brüll, ho hoi, huuu ...", so flackerte sein Johlen immer wieder auf. Jetzt zischte Blitz auf Blitz.

Was war, das mir die Sinne nahm? Ein Schlag? Ein Streicheln? Mein Bewußtsein schwand.

Als ich wiederum erwachte, spürte ich mich von Karl gehalten. „Wie, Wasser? Schwarzes, kaltes, nach Schlamm riechendes Wasser?" Ich stieg empor aus einem andern Fluß. Noch hing die Bilderwelt, die mich umflossen, vor dem Auge.

Mir war dies erschienen: Ich sah, wie ein Löwe von den Wellen verschlungen wurde. Ich sprang ihm nach, tauchte bis auf den Grund, holte ihn aus unterirdischer Höhlung empor und trug ihn an das Ufer. Er war so klein, daß er in der Schale meiner Hände liegen konnte. Kaum aber stand er auf der

Erde, wuchs er an Gestalt und Kraft. Ich setzte mich auf seinen Rücken. Sofort griff er mächtig aus und stieg den Berg empor, der vor uns lag. Der Abhang war verschneit. Jedoch, die Schneeschicht wurde immer dünner. Die Tatzen rissen Ackererde auf. Ich fühlte, wie es aperte. Frühlingsgras erschien, mir wohlbekannt: Man bindet Ostereier darin ein, brüht sie in rot und blauen Farben, dann bilden sich die Pflänzchen darauf ab. Der Löwe hob das Haupt und brüllte, keuchte vorwärts, lusterfüllt. Jetzt sah ich Veilchen, wie Gesichter, eines dicht am andern, so daß das Grün verschwand. Auf der Bergeskuppe stand ein Tempel, weiß wie eine Kinderstirn. Der Löwe trat zum Tor hinein, durchwandelte mit mir, dem Reiter, Saal um Saal. Die Wände waren voller Bilder, die in bestimmter Art angeordnet waren. Eines ging aus dem anderen hervor. Nachdem ich alle betrachtet, lenkte ich den Löwen die Treppe empor zum zweiten Stockwerk. Wieder sah ich Bild an Bild. Ebenso im dritten. Zuletzt erklomm ich eine Wendeltreppe und kam in eine Giebelkammer. Hier war allerlei Geräte aufgestapelt, durch das sich eine Riesenschlange wand. Ich bemerkte bald, daß sie erstarrt war. Als ich näher zuschaute, entdeckte ich, daß sie aus Johannesbrot bestand. Ich kostete davon. Da erkannte ich in den Bildern, die ich gesehen, mein Leben, was wahr und

falsch darin gewesen, ich sah den Weg, der vor mir lag und — erwachte.

Ich versuchte sofort selbst zu schwimmen. Weil ich matt war, legte ich mich auf den Rücken, um Kräfte zu erlangen.

Jetzt erst merkte ich, daß die Stromschnellen hinter uns lagen.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Der Blitz hat in den Fluß geschlagen,“ erwiderte Karl.

Wir gewannen das Ufer und liefen unsern Kleidern zu. Karl hinkte. Das verdünnte Blut floß an seiner Hüfte hinunter. Er hatte sich Wunden an den Klippen gerissen.

„Du hast mir das Leben gerettet,“ sagte ich.

„Sie mir auch,“ erwiderte er.

„So willst du nun leben?“

„Ich habe den Schwur getan.“

Sein Gesicht war immer noch von jener Entschlossenheit durchstrahlt, die mich so erschüttert hatte, weil der Wille zu sterben Ursache davon gewesen. Jetzt aber hatte sich die Tapferkeit des Sterbens zur Tapferkeit des Lebens gewandelt. Er gehörte zu den Menschen, die beides, Leben und Sterben, ertragen können.

Der Orkan, der immer noch wütete, machte das Gespräch kurz. Wir kleideten uns hastig an und liefen

heimwärts. „Von heut an nennen wir uns du,“ sagte ich und freute mich seines Händedruckes, der so fest war, daß er für das ganze Leben bürgte.

Vor dem Hause begegnete uns der Metzger und setzte, als er Karl erkannte, gleich sein spöttisches Lächeln auf. „Da hätten wir ihn,“ sagte er und stellte den Fleischkorb zu Boden. „Da hätten wir ihn,“ erwiderte Karl und trat ihm unter die Nase. „Bursch,“ reizte der erste, müpfte mit der Achsel. „Bursch,“ warnte der andere, schlug mit der Faust den neckischen Ellenbogen zurück. Aber jetzt nahmen sie die Hände aus den Taschen. Sie packten einander um die Hüften. Sie setzten Sehnen und Gelenke in Bereitschaft zum Kampf. Ein Ringen hob an, daß die Knochen krachten, ein Stürzen, Zusammenprallen und Gliederverrenken, daß mich Grausen ergriff. Jedoch, ich enthielt mich zu helfen. Die Hosen rutschten beiden bis über die Oberschenkel hinauf und zeigten Muskeln, die die Wut der Seelen mitempfanden und immer eiserner und trotziger wurden. Da bohrte sich ein Kopf in einen Bauch, hier ließ sich ein Arm nicht biegen und dort ein Bein nicht erwischen. Jetzt flog das Ganze gegen die Ladenwand und jetzt begrub es sich in der Gartenhecke, unbekümmert um Donner und Strahl. Zum Überfluß fing es in Strömen zu regnen an. Die Füße zogen tiefe Geleise in die Matte. Die Backen

beiderseits und oben wie unten wurden über den lehmigen Boden geschleift. Der Kampfplatz begann zu einem Brei zu werden, worin bald der eine, bald der andere auf dem Bauche lag und alle Viere von sich streckte.

Ich sah mich um: Wenn nur niemand es sieht.

Aber da erblickte ich hinter den Scheiben des Ateliers den Maler, der seiner Frau wehrte, die Fenster zu öffnen und um Hilfe zu rufen. Sie lief an das andere Fenster und wurde wiederum gehalten. Ihr Entsetzen stieg, sein Übermut jubelte lustiger. Sie wurde böse, er jedoch war stärker, aber immer auf galante Art. Auch dort wogte, wenn auch milder, ein Kampf hin und her.

Nun aber wandte der Metzger, der wieder einmal auf dem Boden lag und sich verschnaufte, zufällig die Augen, deren Weiß aus dem verschmierten Gesichte funkelte, empor und bemerkte das Ehepaar. Sofort sprang er auf die Füße, streckte Karl die Hand hin zum Vergleich. Und Karl schlug ein, bohrte etwas Erdreich aus den Ohren, steckte den abgerissenen Kragen flüchtig in die Seitentasche, setzte den Hut auf und fort, unter Dach!

„Gruß vom Bräutigam,“ rief er der Köchin zu.

Der Maler stand vor seiner Staffelei, hatte den Ringkampf schon skizziert. „Von heut an,“ sagte er,

„datiert die neue Epoche. Ich steige zum Willen empor.“

Ich aber ging auf meine Stube und bedachte stille das Erlebnis.

Es sagte: Du bist gewarnt. Verlaß dich nicht mehr auf den Körper. Habe Mut zur Demut. Schreite vor zum Geist.

Der Chauffeur

Der Jüngling gefiel dem Mädchen, wie er mit seinem Auto auf dem belebtesten Platz der Stadt zwischen Tramways, Fahrrädern, Kutschen und Fußvolk die Form eines Fragezeichens beschrieb, sicheres Auge und feste Hand bewies und somit sein Chauffeurexamen bestand. Nun durfte er fahren, um Geld zu verdienen. Nun hatte er einen Beruf, der ihn selbständig machte. Nun war er ein Mann, dem man vertrauen durfte. Leichtfüßig wie ein Vögelchen hüpfte sie die Straße hinüber, schwang sich in seinen Wagen, sah ihn mit samtnen Augen an und rief: „Ich will die erste Passagierin sein." — „Wohin?" frug er. — „Nach Hause!"

Er hätte die Geliebte nie zur Frau genommen. Aber sie bekam ein Kind. In der ersten Zeit, da sie guter Hoffnung war, schleppte er sie noch ins Bräuhaus mit. Die Bauernkapelle, Jodler, Schuhplattler, Sänger mißfielen ihr sehr. Sie sagte: „Ich habe so

Angst, im Gedränge gestoßen zu werden." Er beharrte: „Wenigstens essen wollen wir auswärts, sonst ist das Leben doch zu langweilig." Widerwillig folgte sie. Sie konnte keinen Bissen hinunterschlingen. Ihr ekelte vor den Tischen mit klebrigem Biere beschmutzt. Es schien ihr ein Verbrechen gegen das Kind, das sie erwartete, hier zu sitzen.

Eines Tages, als sie die Fenster putzte, schlug sie sich die Stirn an einer Kante beulig-blau und sah recht übel aus. Nun ließ sie der Gatte von sich aus in Ruhe und ging allein dem Vergnügen nach. Es war ihr recht, sie hatte solche Sehnsucht, still für sich zu sein. Er aber brachte Lärm und Unruh, das Leben der Gasse mit. Meist stellte er das Auto vor dem Wirtshaus ab, saß selber drinnen, redete über den Tisch hin stundenlang, bis sich ein Fahrgast meldete.

Sie machte ihm deswegen keine Vorwürfe. „Aber," dachte sie eines Nachmittags, als sie auf ihrem Marktgang beim Kasperltheater vorüberging, „ich will auch einmal eine kleine Freude haben," schaute sich um, ob niemand sie bemerkte, huschte dann schnell zur Türe hinein. Was sie drinnen erblickte, versetzte sie in zärtliches Entzücken. Im Zuschauerraum saßen viele Kinder und schauten gespannt nach vorne. Die Kleinsten, mit dem Finger im Mund, gefielen ihr am besten. Sie ließ sie mit ihren Augen nicht los. Besonders

liebte sie das Kugelrund der Köpfe, von glockigen, zipfligen, pelzigen Mützchen umschlossen. Sie sann sich sofort etwas Eigenes aus, das sie zu Hause nähen wollte. Nun ging der Vorhang auf und Kasperl kam, erschlug das Krokodil. Stürmisch rief sie: „Bravo," klatschte, bis die Hände schmerzten, jubelte: „Auf Wiedersehen."

Der Knabe, den sie gebar, regelte ihr Leben. Ein- und Auspacken, Waschen, Schlafenlegen, von morgens bis abends und die halbe Nacht hindurch: Sie tat es gerne. Wenn sie müßig war, wollte sie doch immer auf das Antlitz schauen, als ob darinnen viele unergründlich-süße Geschichten ständen, grübelte und phantasierte, bis das Kind erwachte und zu schreien begann, weil es Nahrung begehrte oder sonst was Menschliches plante, was ihr nur allzugut bekannt war. Aber um der himmlischen Geheimnisse willen tat sie die irdischen Pflichten gerne.

Das Kind ging vor, der Gatte kam nachher. Erst dachte er: Das ist eben so. Nach und nach jedoch blieb er länger aus. Seine Frau sprach viel zu oft: „Fluch' und spuck' nicht so, wenigstens nicht in Gegenwart des Kleinen." — „Es versteht doch nichts," versetzte er. — „Gerade deshalb," rief sie zornig. — „Dummheiten," knurrte er und ging davon.

Eines Nachts kam er nicht nach Hause, log, als sie

ihn fragte, wo er gewesen, sie merkte es wohl. Drum schaute sie ihm ernst ins Auge. Da drehte er sich brüsk und ließ sie stehen, blieb gleich zwei Nächte fort. Sie dachte: „Ich will um Verzeihung bitten," und ging, nachdem sie das Kind zu Bette gelegt, auf den Platz, wo sein Standort war, fragte, als sie ihn daselbst nicht traf, die andern Fahrer, wo er wohl zu finden wäre.

„Friedrich, dieser Knabe hold
Ist jedoch ein Trunkenbold",

sagte einer und wies über seine Schulter nach links, wo eine Sackgasse einbog. Sie lag im Dunkel, so daß Minna nicht zu fürchten brauchte, gesehen zu werden, wenn sie hineinschlich. Sie fand das Auto vor einem Hause, worin es lustig zuging. Ein Walzer, wie von Fäusten gehämmert und dennoch übertönt von Lachen und Geschrei, klang heraus. Die Fenster waren dicht verhängt.

Minna stellte sich im Schatten der Mauer auf und musterte die Menschen, die ein- und austraten: Herren, die steifen Hüte im Genick; Matrosen mit bebänderter Mütze und offener Brust; Bauernburschen, den Hirschhorngriff des Stockes am Nacken eingehängt. Einmal schaute auch ein Weib, als Türkin verkleidet, zu einem oberen Fenster hinaus, machte jedoch sofort wieder zu.

Nun kam Friedrich, aber vom Hof her, und schwang sich auf den Führersitz. Hinter ihm stieg eine Dame in Hut und Mantel, mit zoddelgesäumten Stiefeln, in den Wagen, der sich in Bewegung setzte und um die Ecke verschwand.

Minna lief nach Hause. Eine widerliche Hitze war ihr angeflogen und durchdrang sie bis zur Knochenhaut, wich erst, als sie am Bett des Kindes saß und sein Gesicht betrachtete. „Er soll es nicht mehr anschauen," dachte sie dabei, „wenigstens heute nicht, sonst nimmt es Schaden." Sie verriegelte die Tür.

Als er gegen Mitternacht Einlaß begehrte, öffnete sie nicht. Er rüttelte am Schloß. Da rief sie: „Geh zu deinen H...." Gleich ward es stille. „Auch gut," hörte sie ihn sagen, die Haustür schließen und davonfahren.

Die Wände ihrer Seele zerrissen. Aus den Rissen sprangen die Zorngedanken wie Wesen, um ihn zu verfolgen, in immer neuen Scharen, unaufhaltsam, bis zu völliger Ermattung. Sie war zuletzt so erschöpft, daß sie nicht mehr denken konnte. Trotzdem vermochte sie nicht einzuschlafen. Stund um Stunde verging. Sie lag da, leer und ausgehöhlt, mit schmerzender Stirn und starrte auf die Fensterscheiben, die heller wurden. „Liegen für immer," dachte sie, „das wär das beste."

Jetzt regte sich das Kind. Sie blickte seitlich, und plötzlich spürte sie wiederum: Von dorther kam es auf sie zugeflossen wie von einer Osterwiese. Sie ließ sich durchdringen, schloß selig die Augen und war auf einmal vom Schlafe hingenommen.

Da hatte sie einen Traum: Der Arzt, der sie entbunden hatte, trat zur Tür herein, blieb vor ihrem Kinde, das am Boden saß und spielte, stehen und öffnete den Mund zum Gruße. Rote Rosen, blaue Veilchen, güldene Schlüsselblumen lösten sich von seinen Lippen und schwebten durch den Raum. Der Knabe hüpfte hoch, erhaschte die Gebilde und brachte sie der Mutter. Sie stellte sie auf ihrer Decke zu einem wundersamen Muster zusammen und geriet durch das Anschauen in solches Entzücken, daß sie erwachte.

„Das gäb eine Steppdecke," mußte sie denken, „wie sie noch nie ein Mensch gesehen hat."

Kaum angekleidet, lief sie ins Warenhaus und kaufte Seidenstränge aller Farben, ferner ein Stück Filz. Aber dieses erwies sich zu brettig. Es ließ sich nicht drauf sticken. Trotz der Müh, die Arbeit war vergebens.

Sie schnitt hierauf den Stoff zurecht, ballte Abfälle und Schnitzel zusammen und formte einen Löwen für das Kind. Schnauze, Brauen und Mähne zöpfte sie aus Gold- und Silberfäden. Als Augen setzte sie grüne Marmeln ein. Die hatte sie, vor langer Zeit

schon, auf der Straße gefunden. (Denn jede Marmel, die sie liegen sah, hob sie auf: Kinderfreude ja dran.)

Der Knabe war durch den Löwen ganz verzaubert, spielte von morgens bis abends mit ihm, nahm ihn sogar ins Bett, schlief nur an seiner Seite ein.

Bei dem Fehlversuch hatte sie viel gelernt, sowohl was Farbenzusammenstellung als Formausfüllung betraf. Die zweite Decke, die sie anfing, wurde immer herrlicher. Minna war gewiß, daß sie viel Geld damit verdienen würde. Denn darauf mußte sie sehen. Die kleine Summe, die sie von ihren Eltern ererbt, reichte nicht für lange. Und von Friedrich wollte sie sich nicht mehr unterstützen lassen. Woche um Woche verstrich. Er kam nicht nach Hause. Sie wunderte sich fast, wie schnell sie ihn vergessen hatte, dachte: „Blieb er nur für immer fort."

Aber unerwartet fuhr er eines Morgens vor. Das Kind schlief noch im Nebenzimmer. Sie sah sogleich: Er hatte sich verändert. Die Adern an Stirn und Hals waren dicker geworden. Das Auge stierer. Eine unheimliche Röte glühte in seinem Gesichte.

„Ich bin zwischen Roß und Wand geraten," sagte er und ließ sich auf den Stuhl fallen.

„Wie kann ein starker, großer Mann so armselig dasitzen," dachte sie.

„Die Schufte ließen den Bierhahn laufen," fuhr er

fort, „behaupteten, ich hätt es getan. Nun sollte ich zahlen. Wenn man mich foppt, werd ich ungemütlich. Da hab ich einen auf den Kopf gehauen, bin angeklagt, muß einen Anwalt haben."

„Lebt er noch?" fragte Minna.

„Ja, aber ..." Friedrich wies auf die Stirn. „Kurz und gut," schrie er, „es kostet Geld."

„Wie viel?"

„Mindestens hundert Mark."

Minna ging und zog die Schublade, legte ihm die Scheine auf den Tisch. Seine Hände zitterten, als er sie zusammenfaltete. „Wieviel hast du noch?" fragte er.

„Ich brauche auch etwas für mich," versetzte sie.

„Ein Weib findet immer Verdienst," meinte er, mit einem Seitenblick.

Sie merkte, was er dachte und rief empört: „Jetzt geh!"

„Ich will noch den Jungen sehen."

„Jetzt nicht. Er schläft, und wenn ein Kind schläft, soll man es nicht anschauen, es kommt ihm sonst was angeflogen."

Sie wollte ihm den Eintritt verwehren. Er schob sie beiseite, trat zum Bett heran, hob das Kind aus den Decken und stellte es zu Boden. Es blieb unbeweglich stehen, als könnte es die Beine nicht mehr brauchen, zitterte, verzog den Mund und fing zu

weinen an. Die Mutter nahm es auf die Arme und trug es zurück, drängte den Mann hinweg und verschloß die Türe hinter sich. „Tu auf," schrie er. In seinem Gesichte zeigte sich ein trübverwirrter, drohender Ausdruck.

Da pochte es draußen. Der Hausmeister schaute zur Tür hinein, winkte Friedrich, fragte: „Ist Ihr Auto frei?" und zog ihn hastig-geheimnisvoll am Ärmel fort.

Vor dem Hause, auf dem Trottoir, stand ein hoher Offizier, die Brust von roten, silbernen, goldenen Orden bedeckt. Ihm zur Seite ein Herr in Pelz und Zylinder. Friedrich erkannte den berühmten Feldherrn, die Zierde des Volkes, den Stolz des Jahrhunderts. Er hatte ja sein Bild auf Postkarten, Plakaten, Zigarrenkisten, Pfeifenköpfen, Ruhekissen unzählige Male gesehen.

Sogleich nahm er Achtungsstellung ein, verharrte regungslos, währenddem die Herren sich verabschiedeten, hörte noch die letzten Worte der Unterhaltung. Der General sprach: „Das Bild des Königs in der Seele des Soldaten ist immer noch die beste Gewähr für den Sieg. Wirksamer als jede Zweckvorstellung. Darauf wollen wir bauen. Auf Wiedersehen, Herr Professor," verbeugte sich, lächelte, setzte wieder seine starre Miene auf und wandte sich dem Auto zu. Friedrich

stand wie eine Statue. „Herr General," rief er. Der winkte ab, stieg ein und sagte: „Zur Residenz, aber schnell," setzte sich, nahm eine technische Zeichnung hervor und breitete sie auf den Knien aus, ohne sich um die Grüße der Passanten zu kümmern. Er war bestellt, dem König Vortrag zu halten.

Friedrich gab höchste Schnelligkeit. Unbändiger Stolz durchbrauste seine Brust. Er fuhr die spiegelglatte Straße hinauf. Vor dem Schlosse waren Soldaten aufgestellt. Ihre Reihen, Grau in Grau, verschmolzen vor seinem Auge zu einer Pallisadenwand. Die Säbel der salutierenden Offiziere blitzten wie Silberbeschläge.

„Rechtsherum," rief der General. Friedrich bog um die Ecke. Da stieß das Auto mit einem Galawagen zusammen und schlug um. Der Feldherr wurde im Bogen durch die Luft geschleudert, fiel rücklings nieder und blieb liegen mit zerschmettertem Hinterhaupte.

Ein Schutzmann verhüllte die Leiche sogleich mit der Pferdedecke und wandte sich dann Friedrich zu. Der war auf die Beine zu stehen gekommen und stand da, leer von dem Anprall, den sein Körper erlitten. Wie er nun mit hartem Griff am Oberarm gepackt wurde, brauste in dem Hohlraum seines Kopfes eine fürchterliche Angst und fing an darin zu kreisen, bis die Schädelwände bersten wollten. Er schrie gräßlich

auf und begann mit Armen und Füßen um sich zu schlagen. Soldaten sprangen herbei und wollten ihn halten. Er riß sich los und rannte fort, der Brücke entgegen, die am Eingang des Parkes stand, schwang sich über das Geländer und verschwand in den Wellen.

Erst eine Woche nachher wurde die Leiche geborgen.

Minna sah den Toten, hingelegt auf Stroh. Sie schaute auf das strähnige Haar, die fleckige Haut, den Mund, dessen Lippen die Zähne nicht mehr bedeckten, als ginge sie das alles gar nichts an. Sie blieb ganz gefühllos.

Kaum aber hatte sie die Totenhalle verlassen und stand auf dem belebten Platz davor, so fühlte sie sich umwittert von einem Schein, der sonst in seinem Auge geleuchtet, und einem Tone, der in seinem Wort erklungen. Wie sie weiterging, war ihr, als käm er auf sie zugeschritten und wollte ihr den Weg versperren. Sie wurde bang und wußte, in der Bangigkeit war er. Sie spürte ihn gleich einem Alp auf der Brust und einem Würgen in der Kehle. Wie im Traume war es. Die Menschen ringsum schienen Schatten. Was sie sah und hörte, war wesenlos. Nur der Tote lebte.

So schwankte sie die Straße hinunter. Ein Wagen hätte sie beinahe überfahren. Der Kutscher fluchte. „Ich muß acht geben,“ dachte sie, raffte sich zusammen,

„sonst geschieht mir noch ein Unglück. Und wie ging es dann dem Kindchen!“

Sie lief auf dem kürzesten Wege nach Hause. Hier fühlte sie sich wiederum geborgen.

Nach dem Begräbnis liefen viele Rechnungen ein, die ihren Geldvorrat schnell aufzehrten. Es stellte sich heraus, daß Friedrich fast das ganze Vermögen in Aktien für eine Neuerfindung, einen automatischen Schnelligkeitsmesser, der kaum ein Jahr nach seiner Patentierung überholt worden war, angelegt und eingebüßt hatte. Sie war gezwungen, Wiege und Kinderwagen, die sie freilich nicht mehr brauchte, zu verkaufen; ferner ein ländlich-altmodisches Kleid, das von der Großmutter herrührte, einige Ringe und Ketten, einen Teppich und anderes. Selbst den Löwen gab sie her, wenn auch zögernd, denn sie wußte, wie sehr ihn das Kind vermissen würde. Der Tändler aber ließ nicht nach, bot immer mehr, schließlich zwanzig Mark. Da sagte sie: „Einverstanden,“ dachte: „Ich will einen neuen verfertigen.“ — „Eine prächtige Originalarbeit,“ frohlockte der Käufer. Er zeigte auch Interesse für die Steppdecke. Aber die war noch nicht fertig. „Ich werde wiederkommen,“ sprach er, als er ging.

Kaum hatte er die Sachen auf sein Wägelchen geladen und davongeführt, so erschien der Hausmeister

und kündigte ihr. „Das Risiko für mich ist viel zu groß," sagte er. „Auch find ich es, offen gestanden, leichtsinnig von Ihnen, eine so große Wohnung (drei Zimmer und eine Küche für eine einzelne Person) zu behalten. Die Leute denken dies und das ..."

Sie wurde rot. Wenn es so war, wollte sie noch heute auf die Wohnungssuche gehen. Sie weckte das Kind, kleidete es an und trat mit ihm auf die Straße. Sie glaubte, daß man sie des Knaben wegen freundlicher empfangen und lieber aufnehmen würde. Aber gerade das Gegenteil war der Fall. Kinder wurden nicht geschätzt. Wo man sie nicht fortwies, stimmte immer etwas nicht. Bald roch es, bald lärmte es. Hier schaute sie der Portier so frech an, daß sie sogleich umkehrte. Dort trug die Wirtin ein schmutzig-beblümtes, schlampiges Kleid, hatte überdies ein Kind, das nicht recht im Kopfe war. Mit diesem durfte doch ihr Junge nicht immer zusammen sein.

Endlich, als die Gassen schon dunkelten, glaubte sie was Passendes gefunden zu haben. Sie wurde von einer jungen, resoluten Frau in ein geräumiges Zimmer mit einem Alkoven geführt. Schon wollte sie die Anzahlung machen, da schaute sie zufällig noch in den Hof hinunter. Ein Wagen fuhr eben ein, von einem falben Roß bespannt, halb Kutsche, halb Brückenwagen, der Hinterteil von einem grünen Blachentuch

bedeckt. Ein Mann, hemdärmelig, mit einer blutbefleckten Schürze vor dem Leib, wie man im Laternenschein erkennen konnte, sprang vom Bock, hob ein Hausstück auf den Rücken und trug es fort.

„Was ist Ihr Mann?“ fragte Minna.

„Metzger,“ versetzte die Frau ganz stolz.

Minna schlug die Augen nieder und sagte: „Ich muß mich noch besinnen.“

Als sie wieder auf der Straße schritt, fing das Kind, das müde war, zu weinen an. Sie nahm es auf den Arm und trug es heimwärts. „Heute ist es doch zu spät,“ dachte sie. Die Bogenlampen glänzten auf. „Sieh die Lichtlein,“ rief der Knabe ganz entrückt. Aber Minna sah nichts als Höfe mit Unrat, Lasterlokale, Unterschlüpfe für düstere Gesellschaft. Matt und mutlos gelangte sie nach Hause.

In der Wohnung standen schon die Koffer, vom Hauswirt heruntergebracht, lag schon das Werkzeug, Hammer und Nägel, zum Packen bereit.

Der Knabe, zu Bette gelegt, begehrte den Löwen und begann zu greinen, als sie sagte, er wäre fort. Er hörte nicht auf, trotzdem sie tröstete und plärrte aus Trotz, das merkte sie am Ein- und Absetzen der Stimme. Sie wurde zornig und drohte: „Sei stille! Sonst gibt es Schläge!“ Da fing er erst recht an. „Gut, daß er jetzt schreit,“ denkt sie, „dann ist er nachts

ruhig, so daß ich wieder einmal schlafen kann." Sie läßt ihn und beginnt zu packen, nagelt zu. Da klopft der Nachbar an die Wand. Sofort schlägt sie zurück. Er flucht. Sie lacht. Er donnert fürchterlich. Sie wird vom Wahnsinn gepackt, schwingt den Hammer, den sie in der Hand hat, um das Haupt, singt und tanzt dazu, trifft das Porträt an der Wand, zertrümmert dann im Takt die andern Möbel. Dem Kind gefällt's, es jubelt auf. Sie ruht nicht, bis alles klein geschlagen ist, außer dem Bett, worin der Knabe sitzt und in die Hände klatscht. Dann legt sie sich ebenfalls hinein. „Mutter," sagt er, „ich hab dich lieber als den Leu," schmiegt sich an, schlummert ein. Sie aber dreht den Gashahn auf. Schlafen will sie, nichts mehr sonst.

Minna wußte nicht, daß sie träumte. Sie sah sich wieder durch die Gassen irren, das Kind an der Hand, auf der Suche nach einem Heim. Schlammkanäle durchwatete sie, Trümmerstätten erkletterte sie. In dickem Rauche stand sie stille. Auf einmal merkte sie, daß sie nah dem Orte war, wo Friedrich wohnte. Sie wußte nicht, daß er gestorben war. „Wenn ich ihm verzeihe," dachte sie, „kommt alles gut, dann können wir wiederum zusammenwohnen." Jetzt erblickte sie ein finsteres Kellerloch. „Friedrich," rief sie hinunter. Da erschien er mit halbem Oberleib,

Wildheit in der Gebärde, ausgehöhlte Gier im Antlitz. Aber Minna hatte keine Angst. Sie sah nur sein hilfloses Hungern. „Wie kann ich dir helfen?" fragte sie und wollte ihn heben. Doch er fiel von ihr ab, wie von sich selbst getroffen und versank.

Sie lauschte hinunter und hörte ein Wimmern. Gleich stieg sie nach und fand ihn hingestreckt auf einem Lotterbett, bog sich über ihn und bat: „Komme, komme doch!" Er zog sie nieder auf das Lager, das nach Fellen roch.

Da zeigte sich in der Luke über ihnen, sitzend auf dem goldnen Leu, das Kind, winkte und ritt fort, in die Sonnenkugel, die am Horizont emportauchte.

Minna wollte sogleich folgen. Friedrich flehte: „Bleib bei mir." Er umschlang sie mit den Armen. Sie fühlte, er wollte sie ganz für sich. „Das darf nicht sein," denkt sie und stößt ihn fort. Das Mitleid reißt ihr Herz fast ab. Dennoch flieht sie — und erwacht, den wehesten Seufzer noch im Ohr.

Sie fand sich in unbekannter Umgebung. Das Kind lag neben ihr und schlummerte gesund. Eine Krankenschwester kam, als sie sich regte, vom Fenster her und setzte sich zu ihr ans Bett, berichtete auf ihre Fragen folgendes: Die Hausbewohner waren durch den Gasgeruch, der sich im Korridor verbreitet hatte, aufmerksam geworden, hatten die Türe gesprengt, Mutter

und Kind bewußtlos gefunden und alsbald die Sanität benachrichtigt. Das Kind war sofort wiederum erwacht. Die Mutter erst heut, nach drei und einem halben Tage.

Minna erzählte auf die vorwurfsvolle Frage der Schwester, warum sie solches getan, ihr Schicksal, bat hierauf, sie allein zu lassen: Denn sie wollte ihr Kind betrachten. Wie sie dieses tat, ging ihr auf, daß es dem Toten Freude machen und Linderung bringen würde, wenn sie sich recht inniglich in das Antlitz des Knaben, durch das die Züge des Vaters schimmerten, vertiefte. Sie wußte: Ihr liebevoller Blick floß auch dem Gatten zu, ließ Helligkeit in jene Höhle strömen, lockte ihn heraus, machte ihm das Auge wieder licht, so daß es die Sonne ertragen konnte ...

Die Schwester kam nach einiger Zeit zurück und legte den Ertrag einer Sammlung, die sie unter den Assistenten veranstaltet hatte, auf das Bett. Hiervon sollte Minna zunächst leben. Aber diese wollte das Geld nur dann annehmen, wenn sie als Gegengeschenk die Steppdecke geben durfte. Sie stickte sie noch im Spital zu Ende.

Die Gasoffensive

Ein Geschwisterpaar fuhr im Januar 1918 von Deutschland nach Österreich zum Begräbnis des Großvaters. Walthart sagte, nachdem er das Gepäck in das Abteil geschafft: „Es stimmt, was letzthin ein englischer Staatsmann behauptete: Daß jedermann in Deutschland um ein Drittel seiner Leistungsfähigkeit schwächer geworden ist. Ich spür es an mir selbst. Wie leicht trug ich die Koffer sonst. Jetzt schmerzt jeder Muskel."

„Auch ich bin schon am Anfang der Reise müde," versetzte Elisabeth. „Öffne das Fenster," fügte sie hinzu. „Es riecht nicht gut."

Da lachte es hinter ihnen.

Sie wandten sich um und erblickten einen Soldaten. Sein Antlitz wäre kindlich gewesen, hätte das Auge nicht gebrannt und der Mund nicht gehöhnt. „Ich glaube kaum," rief er, „daß es in dieser Stadt noch jemand gibt, dessen Eingeweide in Ordnung sind."

Das Paar erwiderte nicht.

„Aber wer weiß," fuhr er fort, „ob die Erfindung des neuen Gases möglich gewesen wäre, ohne den Dunst in unserem Leibe. Jener Minister triumphiert, daß wir verhungern. Aber unser Leiden schlägt auf ihn zurück."

„Sie glauben an die Gerüchte, die so unglaubliche Wirkung der neuen Gase prophezeien?" fragte Walthart.

Der Soldat zog eine Photographie aus der Busentasche und wies sie vor. Sie zeigte ihn angetan mit der Gasmaske, die in Form einer Rüssellarve über Kopf und Nacken gestülpt und mit einem Schlauche verbunden war, der sich mehrmals um den Unterleib ringelte. So stand er da, im Begriffe eine Wendeltreppe hinunterzusteigen und in einem schwarzen Loche zu verschwinden.

„Wenn ich dieses Bild betrachte," rief Elisabeth, „muß ich denken, daß die Toten, wenn sie den Leib verlassen, ihr Menschenantlitz verlieren und die Seelen als Tierköpfe hervorspringen."

„Wir Kämpfende sind schon Tote," lachte der Mann. Dabei erfaßte ihn ein Husten. Er spie Blut.

Als der Krampf verebbt war, rückte er näher und sagte leise: „Ich habe die Wirkung des Gases an mir selbst erfahren. Ich war unvorsichtig. Wir hatten eine

Übung. Ich nahm die Maske zu früh vom Gesicht. Im Augenblick war meine Lunge zerfressen, flatterte wie ein Vogel, dessen Flügel brannten, wollte hinaus aus dem Gitter der Rippen durch Hals und Mund, gierig nach Luft, barst und schickte einen Strom von Blut und Schaum hervor. Ich sank in Ohnmacht. — Am Tag darauf ward ich entlassen."

„Sie werden sich erholen," sprach der Bruder.

„Ich bekam sogar Erlaubnis, meinen Urlaub in der Schweiz zu verbringen und ging deshalb zu Simson und Cie., mir eine Paßphotographie verfertigen zu lassen. Indem ich die Treppen des vielstöckigen Hauses emporstieg, kamen mir allerlei Gedanken. Im Erdgeschoß befand sich ein Kinematograph. Im ersten Stockwerk ein Arzt für scheußliche Krankheiten. Im zweiten ein Rechtsanwalt. Im dritten das Atelier. Die Firmenschilder luden die Leute der Gasse ein, sich zu belustigen am Verbrechen, sich heilen zu lassen von selbstverschuldeter Seuche, sich Recht zu suchen, wo Schuld ist, und sich zu ‚verewigen' in ihrer Gemeinheit. Ah, wie ekelten mich die Fratzen in dem Album an, das ich betrachtete, während ich wartete! Was hab ich mit dieser Menschheit zu schaffen? Kämpfen oder gar siegen für sie? Pfui! — Aber ich sage Euch: Es ist erst der Anfang. Es gibt noch ein wüstes Durcheinander. Europas Schicksal dreht sich im Kreis

nach unten rotierend. Glücklich, wer es nicht erlebt. Ich fahre lieber vorher ab."

„Der Friede naht," sagte die Schwester.

„Ist er da," rief er, „so frißt man wieder, säuft man wieder, fährt man weiterhin von Ort zu Ort, Untaten zu verüben, bis es von neuem losgeht, schrecklicher noch, bis uns der Tod noch erbarmungsloser drillt ..."

„Sie waren im Felde?" fragte Walthart.

„Ich mußte den ganzen Tag mit einem Bauer, einem Kellner, einem Erdarbeiter Wasser pumpen. Jeder eine Viertelstunde lang. Dann durfte er sich legen. Das war eine ‚Vorzugsarbeit'. — Im gewöhnlichen Leben bin ich Architekt."

„Kamen Sie ins Gefecht?" forschte Elisabeth.

„Ja," versetzte er und starrte vor sich hin, als wollte er nicht weiterreden.

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, fuhr durch die graue Vorstadt und gelangte ins Freie. Die Ebene war mit Schnee bedeckt. Der Soldat hob das Auge, ließ es auf der weißen Fläche ruhen und fuhr fort: „Eine Erinnerung, die vielleicht alles einschließt, ist mir besonders deutlich geblieben. Wir schritten, um Verstärkung zu bringen, durch ein Dorf. Die Trümmer rauchten. Am Wege lagen Tote mit Gesichtern, zersetzt wie Schellfische. Die Kompagnie sang: ‚Püppchen, mein Liebchen ...' Vor den letzten Häusern wurden

wir zerteilt und schossen, bis uns die Schultern schmerzten, lagen hierauf, schliefen gleichgültig, was morgen geschehen würde. Man ist willenlos, sobald nicht befohlen wird. Und wer befiehlt? Der Feldwebel? Der Leutnant? Der General? — Ach nein, der Tod, der unserer Natur eingepflanzt ist. Was geschieht, sind Notwendigkeiten. — Ich will Ihnen sagen, wie ich es betrachte. Denken, Fühlen und Wollen sind vom Körper abhängig. Der zerfällt. Was bleibt? Gesetzmäßigkeit, über die kein Mensch etwas vermag. Im Grunde kommt jeder einmal in den Zustand, worin ich lag, als ich das Gas einatmete und ohnmächtig wurde. Da war ich schon tot. Aber ich fürchte diesen Zustand nicht. Ich ersehne ihn vielmehr. Und von Tag zu Tag kommt er näher. Von Tag zu Tag werd' ich müder, schlaf ich länger, kann ich die Stimme weniger erheben zum törichten Protest ..." Er schwieg erschöpft.

„Sie glauben also nicht an Handlungen, die aus Freiheit geschehen?" fragte Walthart.

Der andere schüttelte den Kopf.

Walthart gab zu und führte in längerer Rede selber aus, daß jedermann, der sich beobachtet, in seinem Inneren einerseits auf und ab flutende Wahrnehmungen und Vorstellungen findet, andererseits Triebe und Leidenschaften und beide Seelengebiete von der

Organisation des Leibes abhängig erkennen muß: „Hier herrscht Notwendigkeit."

„Aber", fuhr er fort, „jedermann wird zugestehen müssen, wenn er treulich forscht, daß zwei geistige Tätigkeiten ganz verschiedener Art in diese beiden Seelengebiete hineinragen. In das wogende Wahrnehmungs- und Vorstellungsleben ein Denken, das sich selbst zu leiten vermag. Und in die Triebe und Leidenschaften die Liebe zum selbstlosen Handeln. Logik und Moral haben ihren Ursprung nicht in der Physis. Sie können sich frei von dieser entfalten. Sie unterliegen keinem Zwang. Wer in sich diese zwei Geistestätigkeiten unermüdlich entwickelt, d. h. wer sein Urteil und sein Gewissen immerwährend schärft, der vermag zu überschauen, was dem Leibesleben entstammt, der kann immer eindeutiger erkennen, was der Körper und seine Unzulänglichkeiten, wie sie sich in Krankheiten und Müdigkeiten äußern, für einen Einfluß haben, der gelangt zu einer Trennung dessen, was ererbt ist und was ihm selber angehört, der schaut in sich die Taten der Zeit, des Volkes, der Familie und seine eigenen, die des Individuums, der erfaßt sich als Ich, der gelangt dazu, in diesem Ich zu bestimmen, was ewig und was vergänglich ist: Er blickt über Tod und Geburt hinaus."

Hier aber, wo das Gespräch auf die Unsterblichkeit

kam, zeigte der Soldat, der bis jetzt gespannt zugehorcht hatte, ein deutliches Widerstreben. Die Schwester merkte es und nahm deshalb ihrem Bruder das Wort vom Munde weg. „Ich will etwas erzählen," sagte sie. „Dann werden Sie besser verstehen, was mein Bruder meint. — Wir reisen zum Begräbnis unseres Großvaters. In der Nacht, bevor wir die Todesnachricht erhielten, hatte ich einen Traum. Den will ich berichten. Wir kennen uns schon so gut, daß ich es darf. — Ich sah mich in das Kirchlein meines Heimatdorfes versetzt. Im Vordergrunde stand ein Sarg. Ich wußte sogleich: der Großvater lag darin. Jedoch, ich konnte nicht hinzugelangen. Ringsum standen Menschen, dicht wie eine Wand. Ich erkletterte nun den Sockel eines Grabsteins, der in das Seitenschiff eingemauert war, und hob mich, um zu schauen, in die Höhe. Da rückte die Menschenmenge mit dem Katafalk in weite Ferne und entschwand. Statt dessen sah ich links neben mir einen Löwen und rechts einen Stier. Der erste trug einen Kelch mit Wein. Der zweite einen Teller mit Brot. Sie neigten die Häupter und kredenzten die Gabe. Nun schoß ein Drache aus der Tiefe und wollte mir die Nahrung rauben. Aber ein Adler stieß aus der Höhe und scheuchte ihn zurück. Ich nahm die Speise mit gekreuzten Armen, aß und trank und wurde, indem ich mich labte, unversehens

immer kleiner, zum Mädchen, zum Kinde, zum Säugling. Adler, Löwe, Stier und Drache schlossen sich zusammen, verschränkten ihre Glieder, verschmolzen zu einer Kugelwand, und plötzlich merkte ich, daß ich im Mutterleibe war. Ich sah drei Strahlen, die Helligkeit verbreiteten, einen roten, einen gelben und einen blauen. ‚Wo kommt das Licht her?' dachte ich. ‚Wo kommst du selber her?' ertönte eine Stimme. Ich wandte mich um und erblickte meinen Großvater. Er stand auf einem rötlichen Felsen und winkte mir, zeigte dann mit seiner Hand auf eine weiße Tafel, die er im Arme trug. Da wußte ich, daß ich dort war, woher ich stamme, im Gebiet, worin ich vor der Geburt gewesen bin, und rief mich ins Wachen zurück, um die Erinnerung an die Geistesschau nicht zu verlieren."

„Ich danke Ihnen für den Traum," rief der Soldat.

„Wissen Sie, warum meine Schwester (oder besser, ihr Genius) dem Großvater die Züge des Moses auf dem Sinai verliehen hat?" fragte Walthart. „Ihr eignet, wie überhaupt den Frauen, mehr durch Entwicklung des Gewissens dem Übersinnlichen sich zu nähern, während wir Männer meistens einen anderen Weg, den des Denkens, das sich selber lenkt, gehen müssen."

„Ich muß nun doch zugeben," sagte der Soldat nach

einigem Besinnen, zu Walthart gewandt, „daß es Handlungen gibt, die nicht von der leiblichen Organisation abhängen. Während Sie vorhin Ihre Gedanken entwickelten, kam mir eine solche in den Sinn. Ich lag eines Tages, erschöpft vom Gefecht, im Schützengraben. Es war verboten, ihn zu verlassen. Ich tat es dennoch, um die Leiche eines Freundes zu bergen. Ich tat es ohne jeden Zwang, einfach, weil ich den Toten herzlich liebte. Ich tat es aus Freiheit. — Jetzt weiß ich: Dieser Impuls war etwas, das nicht der müde Körper wollte, sondern der Geist, der vom Körper ganz verschiedene Tendenzen hat, und von allem, was diesem entspringt, von Schmerz, Ohnmacht, Sterben und Verwesung niemals dauernd überwältigt werden kann, sondern sich eigene Wege sucht. Aber was für welche? Sind sie erforschbar? Führen sie zuletzt nicht doch ins Leere? So fragte ich, als Sie redeten und zweifelte immer noch. — Wie nun Ihre Schwester erzählte, was sie geträumt, schlug die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl ein. Ich wußte plötzlich: Mein Geist lebt vor der Geburt und nach dem Tod. Ich bin gewiß, daß ich wieder geboren werde."

Er schwieg. Seine Augen leuchteten. Und ob er auch ruhig dasaß, den Geschwistern war es, als ob er die Arme um sie geschlungen hätte.

Dunkle Wälder, weiße Berge und blaue Seen fuhren vorüber. Er wies darauf und sprach: „Ich liebe alles wieder. Ich nehme, wenn ich sterbe, tausendfältige Liebe mit. Ich preise das Schicksal, das mich mit Ihnen zusammenführte ...“

Man besprach noch Vieles. Was die Trennung, die nur zu bald kam, unterbrach, wollte man sich schreiben. Aber die Geschwister warteten, nachdem sie den Großvater zu Grabe begleitet hatten, vergeblich auf einen Brief.

Wochen vergingen. — Eines Nachts, in einem jener Träume, worin man wacher ist als im Tagesleben, erblickte die Schwester den Soldaten, der ihr auf verstaubter Landstraße entgegenschritt. Er trug ein graugrünes Gewand, mehr Pilgerrock als Kriegerkleid, trat auf sie zu und fragte: „Sind deine Schuhe stark genug?“ Sie bückte sich und band sie fester. Es waren Bergschuhe aus rohem Leder, dicksohlig und breitbenagelt. Sie hatte manchen Gipfel mit ihnen erstiegen. „Ja,“ versetzte sie zuversichtlich. „So folge mir,“ sprach er und glitt voran.

Sie gelangten zu einem Flusse, über den ein Holzsteg gelegt war, betraten diesen und standen auf der Mitte still. Von hier zweigte eine Stiegleiter ab und führte senkrecht in die Tiefe, einem Kuppeldache zu, das silbrig durch die grünen Wellen sichtbar wurde.

Elisabeth sah die Umrisse eines mächtigen Holzbaues, der unter dem Wasser stand.

Nun aber störte sie der Soldat aus ihrem Schauen auf. „Blicke dorthin," sagte er, indem er auf die Ufer des Flusses wies. Da sah sie auf den lehmigen Vorsprüngen, die in das Strombett ragten, Menschen sitzen, die in ihrer Tracht Ähnlichkeit mit ihrem Begleiter hatten. Sie wußte sogleich, es waren Soldaten. Stille ruhten sie, ohne Lächeln, ohne Gespräche, die Wange auf gestützter Hand, wie im Schlummer. Jetzt lösten sich die Landstücke los und versanken samt den Kriegern. Die regten sich kaum, sie schauten nicht auf, nur ihre Häupter neigten sich sanft. Sie tauchten lautlos in die Tiefe, ohne daß der Wasserspiegel zerschlagen wurde.

„Erschrecke nicht," sagte der Soldat zu Elisabeth und nahm sie bei der Hand. Er stieg ihr voran, die Leiter hinunter, hob sie nach und führte sie durch eine Luke, die er aufstieß, in den Kuppelraum des Baues. Es wurde dunkel über ihr. Aber von unten schimmerte es immer heller. Es zeigte sich, daß der Boden eine gewaltige Lichtscheibe war. Menschen saßen auf ihr, in Scharen geordnet und schauten nach verschiedenen Richtungen zur Decke empor, die nun finster wie der nächtige Himmel war. Aber siehe, einzelne Sterne erschienen an dem Gewölbe. Elisabeth

betrachtete die Menschengruppen. Negerkinder sah sie in Säuglingsfülle. Malaienknaben, mager und schlank. Mongolenjünglinge, durchblutet wie Orangen. Männer Europas, sitzend im Kreise, die Arme umeinander geschlungen. Indianergreise, ganz vergilbt vor Alter. Alle die versunkenen Soldaten fand sie darunter. „Sie leben,“ dachte sie.

„Vergiß nicht, was du siehst,“ sagte der Begleiter.

Da erwachte sie.

Als sie am Morgen nach diesem Traume in das Wohnzimmer trat, saß Walthart am Fenster, die Zeitung in der Hand. „Schwester,“ rief er und stand auf. Seine Augen waren naß.

„Was hast du?“ fragte sie.

„Die Depeschen bringen die Nachricht von der Gasoffensive. Sieh, was hier steht: ‚Die Gräben sind voller Leichen. In den Artilleriestellungen liegt die Besatzung vergast über den Geschützen.‘

„Wie ich es las,“ fuhr er fort, „erfaßte mich Grauen. Ich schloß die Augen. Mir war, als müßte ich das Bewußtsein verlieren, zu Boden stürzen und die Stirn zerschlagen. Aber ich hielt mich. — Da richtete sich eine Gestalt vor mir auf. Das Antlitz schien hoch am Himmel. Stirne, linke und rechte Hand und die beiden Füße strahlten. Ich sah: Die Wundenmale sind Sterne geworden, und sank in das

Wesen wie ein Kind in den Schoß der Mutter. Schluchzen erschütterte mich. Aber die Brust, an der ich lag, wie einst Johannes, umschloß mich tröstlich, bis ich stille wurde ..."

Die Schwester verließ mit schnellen Schritten das Gemach. Sie wollte ihre Bewegung verbergen. Erst später konnte sie ihr eigenes Erlebnis erzählen.

Der Tod des Freundes war, wie sie hernach erfuhren, auf diese Nacht gefallen.

Die Heilige mit dem Fische

Am Ausgang des Dorfes spannte sich eine Brücke mit Holzgalerie, Ziegeldach und Wasserturm, errichtet auf fünf Steinpfeilern über den Strom. Der Flußaufseher Kaspar, der mit seinem Weib in einem Häuschen, beschattet von dem letzten Bogen wohnte, kratzte am Wasserturme alte Malereien hervor: Eine Heilige mit einem Fisch, zwischen Tod und Teufel. Er meldete den Fund der Dorfbehörde. Die beschloß die Renovierung.

Ein junger Maler, namens Orelli, rückte an und rekrutierte sich im Dorfe eine Schar von Helfern. Seine Geräte: Meßwerkzeuge, Doppelleitern, Pinsel, Kellen, Spachteln wurden in das Gärtchen Kaspars oder vielmehr Claudias, seiner Frau, gebracht. Denn das war ihr Revier. Die beiden halfen bei der Arbeit, indem sie ihre eigene Beschäftigung ein bißchen hintansetzten.

Kaspar war zugleich auch Wasserpächter. Er übte seinen Beruf in peinlicher Rechtlichkeit aus, derart,

daß er nie die Maschen seiner Netze enger zog als vorgeschrieben, niemals in der Schonzeit angelte, niemals die Fischgabel benutzte, noch die Drahtschlinge, noch die Smuscia. Er war so strenge gegen sich, daß er selbst die Krebse, die sich vor dem Hochwasser in die Grotte hinter seinem Gärtchen flüchteten und dort gefangen blieben, wenn der Stand des Stromes wieder sank, mit seinen Händen griff und dem Fluß zurückgab.

Diese Grotte war von Claudia zum Zeitvertreibe erbaut worden. Zwanzig Jahre jünger als Kaspar, schien sie mehr sein Töchterchen als seine Gattin zu sein. Sie hatte aus dem Tropfstein eine Höhle herausgebrochen, mit angeschwemmtem Sandholz Trepplein und Brücklein errichtet, Risse und Runsen des Gesteins mit Walderdbeeren bepflanzt, deren fadendünne Ausläufer bis zum Becken wie ein betropftes Netz hinunterhingen. Hier saß sie und schaute in Kinderbeschaulichkeit den Unken und Libellen zu.

Der Maler kam zur Zeit, als die Tulpen und Hyazinthen, die den Teich umsäumten, ihre Blüten öffneten. Er stellte seine Kessel in das Schilf und füllte sie mit Farben. Vor dem Blau und Rot und Orange wollten die Blumenbeete fast erblassen. Lack- und Terpentingeruch verschlang fortan die Blütendüfte.

Kaspar ging nicht mehr auf die Reiherjagd und den Fischotternfang. Claudia künstelte nicht mehr an ihrem

Bric-à-brac. Beide ließen sich vom Maler sagen, was zu tun war. Sie mischten, zerrieben und siebten die Farben. Sie kneteten Kreide und Leinöl, sie kratzten Kessel und Kellen rein, sie drückten die Pinsel aus, stets gewarnt von Orelli, sich vor der Allgegenwart des Bleies zu hüten.

Er wußte nur zu gut, wie gefährlich die Lösungen waren, hatte er doch selber eine Bleivergiftung durchgemacht, das Auge wochenlang nicht brauchen können, an Ohrenreißen und Schlingbeschwerden fürchterlich gelitten und erst nach Jahren, in Hollands Salzluft, die frühere Gesundheit wiederum erlangt.

„Die heutigen Farben sind Kinder des Unheils,“ sagte er, „herausgehoben aus dem natürlichen Zusammenhang, im Gebrauch der Menschen verderblich geworden. Dämonen sitzen auf den Kesseln.“

„Aber schöne,“ versetzte Claudia und dachte an die leuchtenden Bilder der Brücke.

„Den Tod und den Teufel male ich damit. Aber nicht das Kind mit dem Fische. Dazu brauch ich Pflanzenfarben.“ Er zeigte ihr die Schachtel aus Ebenholz, worin sie lagen. „Die sind ungefährlich,“ sprach er, „die dürften Sie verschlucken.“

Orelli vergalt die Arbeit des Ehepaares, indem er nach Feierabend Kohl setzen, Blumen begießen und Bäume pinzieren half. Er plauderte dabei von seinem

Tagewerk. Denn es tat gut, den Ärger des Tages in Scherz zu verwandeln. „O diese Handlanger!" rief er. „Keiner macht die Sache recht, wenn ich nicht dabei bin. Schau ich weg, zünden sie die Pfeifen an und faulenzen. Heute zeigten sich einige Risse in der Wand. Die Gipser sagten: ‚Das gehört ins Fach der Maurer.' Die Maurer erwiderten: ‚Das ist Arbeit der Gipser.' So standen sie und maulten. Keiner gewann es über sich zuzugreifen. Ich mußte schließlich selbst den Spalt verkleistern. Derart geht's den ganzen Tag. Die Zimmerleute möchten, daß die Laube zusammenstürzt, nur damit sie mehr Verdienst hätten. Zwei sah ich, die hämmerten auf die Stützen ein. ‚Was Teufels tut ihr?' fuhr ich sie an. Aber Ausreden haben sie immer."

Wenn der Maler auf diese Weise sein Herz leerte, war der Verdruß am nächsten Tag verflogen. Er konnte wieder herrlich malen.

Eines Tages, in der Dämmerung, als Kaspar Netze legte, gruben Claudia und Orelli im nahen Walde Erdbeerstauden aus. Sie ballten Lehm um die Wurzeln, schlugen die Schnupftücher darum und trugen sie nach Hause. Während Claudia die Beete herrichtete, füllte Orelli die Gießkanne. Sie kniete am Boden und lockerte die Erde. Er goß Wasser nach. „Die Erdbeeren werden sicher süß," scherzte er.

Jetzt hörten sie Orellis Hund in der Nähe bellen. „Wenn er nur die Netze nicht zerreißt," rief Claudia. Sie hielten Ausschau. „Und Kaspar ihn erwischt!"

Da sahen sie diesen langen Schrittes nahen, umtollt vom Terrier, mit einem Igel in der Mütze. „Forens erste gescheite Tat," sagte er. „Der hat ihn aufgestöbert."

Das Tierchen wurde in die Stachelbeeren gelegt, Schnecken zu verzehren. Sein Anblick stimmte die Gemüter wohlig.

Aber als man hernach (wie gewohnt) sich in der Laube zusammensetzte, um noch ein wenig zu plaudern, mischte sich in diese Wohligkeit eine vage Angst, die niemand deuten wollte, auch vor sich selber nicht. Alle versuchten harmlos zu scheinen.

Orelli machte Witze, die er sonst verachtete. Caspar schaute ihn mit mißtrauischen Augen an. Claudia kamen beide ganz lächerlich vor. Jedoch sie wußte, das war unrecht. Sie mußte tiefer atmen. Man trennte sich mit lautem Wortschwall.

„Es ist ihm nicht zu trauen," dachte Kaspar, als er sich zur Ruhe legte. Bis in die tiefe Nacht sann er dem Gerede nach. Endlich schlief er ein. Die schlimmen Vermutungen aber, die er hegte, blieben wach. Sie verwandelten sich in Wesen, die ihn umschwirrten. Sie attackierten ihn wie ein Wespenschwarm. Er floh vor

ihnen einer blauen Helligkeit zu, in diese hinein und fand sich plötzlich in einem kugelförmigen Saale. An den Wänden funkelten Kleinodien. Die begannen immer mächtiger zu leuchten, bis er vor ihrem Glanz erwachte.

„Jetzt weiß ich, wie Orelli ist," sagte er zu sich. Ihm war, als hätten ihn des Malers blaue Augen angeblickt. Er wußte nun: Der hatte nichts zu tun mit dem, was er ihm zugetraut; der war ein reiner Mensch. Kaspar fühlte fast Zerknirschung.

Am nächsten Morgen fragte ihn Claudia: „Was hältst du von Orelli? Kommt er dir nicht auch verdächtig vor? Glaubst du, daß er ganz schlimm ist? — Was dachtest du gestern, als er so redete?"

Caspar versetzte: „Das ist seine Art."

„Aber," rief sie, „du hast einmal gesagt: Niemand darf sich mit seiner Art entschuldigen, sonst gibt es überhaupt keine Schuld."

„Schuld? Hat er sich etwas zuschulden kommen lassen?"

„Niemals."

„Nun, was hast du denn?"

Er schaute sie mit forschenden Blicken an. Sie wurde rot. „Orelli ist ein anständiger Mensch," sagte Kaspar nach einigem Schweigen. „Und wenn er es nicht wäre, so müßte das dir vollkommen gleichgültig sein.

Das geht dich und mich nichts an. Laßt uns zusammenhalten als rechte Eheleute, heut und immerdar. Es heilige der Mann das Weib, das Weib den Mann getreulich. — Auch dann, wenn eines durch das andere leidet."

„Ich bin ja glücklich," rief sie. „Mir wird in deiner Gegenwart so friedlich."

„Der Mensch steht beständig vor Prüfungen," fuhr er fort. „Das ist selbstverständlich. Bete und wache. Gib auf dich selber acht. Das Leben bringt Versuchungen, sie müssen kommen, damit man sich zum Rechten entschließe."

„Wenn ich dich höre, weiß ich, was recht ist."

„Wenn du mir nichts verbirgst, hast du alle schlimmen Mächte besiegt."

„Bei dir bin ich geborgen."

Sie drängte sich an ihn. Er aber schob sie weg. Denn jählings fühlte er, daß ihn der Trieb der Herrschsucht packte. Er hätte sie an sich reißen, sie schlagen und von sich stoßen, sie in einem Kerker verschließen mögen für ewig als Sklavin seiner Lust. Oh, er kannte diesen Teufel.

„Ich bin auch nicht ohne Fehler," sagte er und ging gesenkten Hauptes zur Türe hinaus.

Im Gange griff er nach der Flinte. Er wußte, draußen, wenn er durch das Moor strich, wurde er ruhiger.

Als er in das Freie trat, sah er den Hund Orellis an den Netzen, die zum Trocknen auf dem Kiese lagen, kauen. Das hatte ihm noch stets Verdruß gemacht. Heute versetzte es ihn in fürchterliche Wut. Er legte an und schoß, ohne zu zielen. Es sollte nur ein Schreckschuß sein. Jedoch ein Schrot verirrte sich und traf. Der Hund lief hustend aus dem Garten.

Kaspar ging davon, strich stundenlang umher, das klägliche Gebell im Ohr. Es wollte nicht verhallen. Oft schrie er, um es zu betäuben, in das Flußgetöse.

Als er abends nach Hause kam, bat ihn Claudia, sie einige Wochen zu ihren Eltern gehen zu lassen. — Sie war auf den Schuß hin an das Fenster gesprungen und hatte den Hund über das Sträßchen wirbeln sehen. Im Augenblick begriff sie, lief hinunter, ging den Spuren nach, Bluttropfen, die an Gräserhalmen hingen, und fand ihn mit verglasten Augen im Gebüsch verkrochen, als schämte er sich seines Todes. Keuchend kehrte sie zurück, holte im Keller eine Axt und schlug auf ihn, bis er veratmet hatte. „Wenn man mich und meinen Mann verhaftet," dachte sie, hob die Leiche auf und warf sie in den Fluß. Hierauf begann sie den Koffer zu packen. Ihr war, als könnte sie dem Gatten nie mehr in die Augen schauen. Die Liebe war erloschen.

Sie reiste noch am gleichen Abend. Kaspar ließ sie

gehen. Zu Orelli sagte er, sie müsse zu Hause bei der Ernte helfen.

Der Maler glaubte es, obwohl er sich verwunderte, daß sie nicht Abschied genommen hatte. Er meinte, daß sie bald zurückkäme. Was mit seinem Hund geschehen war, erfuhr er nicht.

In der Folge nahm Kaspar Orelli jede widrige Verrichtung ab. Er trachtete danach, gut zu machen, was er verübt hatte. Sonst wurde ihm, das fühlte er, nie mehr im Leben wohl. Er rühmte ihn und seine Malereien überall, um das Schuldbewußtsein zu vertreiben. Den letzten Rest, der immer wiederkehrte, suchte er loszuwerden, indem er eine kleine Rede auf den Tag hin, da die Bilder fertig wurden, vorbereitete und Schritt auf Tritt memorierte.

In der Frühe dieses Tages schmückte er die Brücke. Die Holzlauben behing er mit Mooskränzen. Auf die Dachhaube des Turmes steckte er ein Birkenbäumlein. Unter die leierförmige Sonnenuhr malte er mit eigens angeschafftem Goldlack den Namen des Künstlers.

Krämer kamen nun, errichteten Stände, füllten diese mit Kuchen, Kringeln, Obst und Würstchen. In der Matte nebenan wurden Tische und Bänke aufgeschlagen und, als es gegen Abend ging, mit Brot und Käse beladen. Unter dem Birnbaum stellte sich die Musik auf.

Nach und nach schlenderten die Arbeiter heran,

stiegen auf die Gerüste und stachen das erste Fäßchen Bier an.

Nun kam auch Claudia. Unterwegs, vom Bauernhofe ihres Vaters bis hierher, hatte sie Blumen gepflückt und an die Brust gesteckt. So drang's aus ihrem Herzen, in allen Farben, aber der weißen Margriten waren am meisten. Sie hätte es ertragen, den Maler nimmermehr zu sehen. Sie wollte sich auch überwinden, ihm noch einmal nahe zu sein. Kaspar hatte sie gebeten, zu kommen. Von sich aus wär sie nie erschienen.

Jetzt nahte sich der Künstler, trat gleich zu Claudia. Da schämte sie sich ihrer Blumen, wollte sie beiseite legen, heimlich, daß es niemand merkte. Orelli aber sah es, nahm den Strauß zu sich.

„Recht so, daß du ihm die Blumen gibst," sprach Kaspar und trat vor, enthüllte das Gemälde:

Das Kind im blauen Kleide mit dem goldnen Fisch auf den gekreuzten Armen; links das rote Einhorn, rechts den schwarzen Tod.

„Ah," rief das Volk, da es die Ähnlichkeit Claudias mit der Heiligen erkannte. Jedermann war Zärtlichkeit.

Kaspar aber räusperte sich und begann seine Rede:

„Die Brücke steht seit 1459. Hier wurde seit Jahrhunderten Markt gehalten, Recht gesprochen und ge-

predigt. Sie war ein Ort der Freude. Sie war Ort der Buße. Sie war ein Ort des Gebetes.

Erstens: Ein Ort der Freude.

Man konnte kaufen wie heute Rosenäpfel und Reinetten, Butterbirnen mit schmelzendem Mark, gesottene Fische, gebratene Würste, gesalzte und gesüßte Kuchen. Hier wurde gegessen, getrunken, getanzt.

Zweitens: Ein Ort der Buße aber auch.

Wo ich stehe, stand ehedem der Landvogt in schwarzem Talar und weißer Rabatte und sprach den Sündern, die im Wasserturm gefangen saßen, das Urtel. Unter diesem Schwibbogen wurden Schelme und Dirnen an den Pranger gestellt, durch diese Galerien hindurch Malefikanten mit Ruten gestrichen. Was ich sage, ist nicht erdichtet, sondern steht im Turmbuch aufgezeichnet. Hört: Den achtzehnten Juli 1699 wurde Katherina Christen von dahier wegen Ehebruch und Kindsmord von dem Landgericht verurteilt, daß ihr erstlich solle die Hand, hernach das Haupt abgeschlagen und der Leib auf ein Rad gelegt und in die Höh gerichtet werden, damit Sonne und Mond dadurch scheinen, auch der Luft dadurch wehen können. Nach M. G. H. H. Gnad aber hat man selbige enthauptet und den Leib an verschmähtem Ort in die Erde verscharrt ... Nach Fug und Recht. Deshalb ist der Tod hier abgemalt.

Drittens: Ein Ort des Gebetes.

Denn hier sammeln sich die bösen Geister. Hier lauert das Einhorn, das nie schläft, von dem schon David singt. Hier warf mein Großvater, als er im Botzenloche gemäht hatte und mit der Grasfuhre zurückkehrte, die ganze Ladung in den Fluß, weil mitten drauf ein Teufel saß mit Fledermausflügeln und gebuckeltem Rücken. Aber wie er in den Fluß gestürzt, schwoll dieser an bis zu den Hufen des Rosses. Der Böse waltet heute noch. Deshalb ist er abgebildet.

Wer sicher zwischen Tod und Teufel schreiten will, der sei wie dieses Kind. Siehe, es trägt den Fisch. Wer Ohren hat zu hören, höre.

Der Künstler, der das Bild gemalt hat, geht nun fort. Er lebe hoch!"

Die Versammlung jauchzte.

„Claudia und Orelli," rief Kaspar, „schlagt ein Joch."

Er forderte zu einem altbekannten Spiele auf.

Die beiden gaben sich die Hände und hielten sie hoch. Unter dem Bogen, den sie derart bildeten, zog gebückt ein anderes Paar hindurch, stellte sich vor dem ersten auf, dann ein drittes, viertes, fünftes und so fort, bis ein langes Züglein wartete.

„Nun spielt!" gebot Kaspar.

Aus Handharmonika, Dudelsack und Flöte fuhr es allen in die Beine.

„Nun nehmt euch oberarms und tanzt!"

Man drehte sich. Die Brücke fing zu dröhnen an.

Claudia schloß sich enge an Orelli, es war ja doch das erste, letzte und einzige Mal.

Kaspar machte großen Staub. Er konnte sich nicht genug tun in allerlei Possen. „Ei, ei," verwunderte man sich. „Zur rechten Zeit Narr sein," versetzte er, „ist weise." Er stimmte alle Rundgesänge an, und deren waren viele. Singseelen, Schlingkehlen. Man hatte Hunger und Durst bekommen und setzte sich an die langen Tische. Kaspar sah zu seinem Weib hinüber, das nach leichtem Tanze schweren Herzens geworden, und trank ihr zu. Sie kehrte sich ab. „Lustig," rief er. Denn er meinte, das Verhängnis sei vorüber. Sie hielt es nicht mehr aus, stand auf und ging die Wiese hinunter, wo sie ein Bänklein wußte, dort wollte sie sinnen. Es war besetzt von Kindern. Ein Wagen stand davor mit einem Säugling drinnen. Claudia trat hinzu, schlug die Gardinen auseinander und beugte das Antlitz hinein. Kaum wagte sie zu atmen vor dem überzarten Wesen. Zwei große Tränen rannen aus ihren Augen. Sie umarmte die Wirtin, die neben sie getreten war und zu ihr sagte: „Herr Kaspar ruft nach Ihnen." Aber Claudia vermochte nicht zu folgen. Sie schritt weiter, hinter ein Wäldchen, setzte sich mit ihrer Seelenlast ins Gras.

Da kam ein Züglein angestampft, Kaspar an der Spitze, umringte sie und sang:

Häschen in der Grube sitzt, sitzt und weint.
Armes Häschen, bist du krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst?
Has hüpf!

Und Claudia, wie damals, da sie als Kind das Liedchen gesungen, schnellte in die Höh und begann sich zu drehen im zierlichsten Solotanze, flog den anderen voran zur Brücke zurück, denn hier ging es noch besser. Wieder donnerte der Bretterboden. Von nun an gab sie nicht mehr locker mit Hopsen und Juheien. Nun war's, als hätte sie im ganzen Leben nur getollt, als könnte sie nichts anderes als lachen. Wie ein Käfer schwirrte sie um ihren Mann, hielt sich nah, lief im Scherz hinweg und warf sich in den Arm Orellis, flog mit ihm in pfeilgerader Linie ins Weite, bog sich über seine Schultern, jubelte:

Kaspar bezähm den Racheburst!
Man darf doch nicht gir Leberwurst
So zum Vergnügen machen.

Derart ging es weiter. Abwechselnd tanzte man und trank. Kaspar, weder des einen noch des anderen gewohnt, fühlte bald, daß er nicht mehr sicher auf den Beinen stand und erhob sich zum Aufbruch. Das

jedoch gab großen Aufruhr. Kaspar, genannt „Merk-hans", weil er jede Rede derart einzuleiten pflegte, betrunken zu sehen, war ein Hauptvergnügen. Man hielt ihn gewaltsam zurück. „Ich bleibe ja," wehrte er, „zerreißt mir doch den Ärmel nicht," und sank auf seinen Sitz zurück, stimmte sofort wieder ein in den Gesang, aber die Stimme kippte um. „Frau, schenk ein," rief er, „ich muß die Kehle schmieren," und nun schluckte er, ohne noch den Bart zu wischen.

Er übertat sich, schlief ein und wurde, da er sich auf der lehnenlosen Bank nicht halten konnte, in sein Häuschen gebracht. Die Sonne sank und er schlief fort, trotz des Lärmens, das in der rötlichen Dämmerung immer lauter rumorte.

Claudia begehrte ebenfalls nach Hause. „Kommen Sie," sagte Orelli, „wir setzen uns abseits und plaudern noch ein wenig." Sie wollte nicht. „Zum Abschied!" bat er. Da ging sie mit.

Sie schritten ungesehen davon und gelangten auf eine Wiese, die vor wenigen Tagen abgeehmdet worden war. Heuhaufen schauten aus dem Nebelhemd hervor. Claudia, die mit gesenktem Haupte ging, entdeckte Herbstzeitlosen. „So früh schon," sagte sie, „das gibt einen kalten Winter."

„Es ist feucht hier," sprach Orelli, „suchen wir nach einem Weg." Sie kamen auf das Heideland. Hier

war der Boden filzig-trocken wie ein Hasenfell. Es knisterte unter ihren Füßen. Im föhnigen Abendrot, das durch die Büsche flatterte, fanden sie schwärzliches Gewölle; weiße Zähnchen und Schädelchen darin eingepappt. „Was mag das sein?" fragte sie. „Mäuse." Er belehrte, jedoch nicht lange, ihm war versonnen zumute.

Sie schritten weiter. Große Stämme lösten die Heckenstauden ab. Sie kamen an Schlagholz vorüber. Unversehens waren sie in Hochwald geraten. Zwischen den Tannen wob undurchdringliche Wehmut, hauchte beide an, floß in sie hinein und drängte sie zusammen. Orelli faßte Claudias Hand. Da hörten sie die Eulen durch die Nacht johlen. Sie zuckte zusammen und bat: „Laßt uns zurückkehren."

Als sie wieder auf dem freien Felde waren, wich die Beklemmung.

„Hab ich Sie verletzt?" fragte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Es liegt nicht in meiner Macht, Sie nicht zu lieben," sprach er, „wohl aber, Sie nicht an mich zu ziehen. Sie sollen mich nicht fürchten."

Er streichelte ihre Wange. Sie tat nicht die leiseste Regung. Er suchte nach ihren Augen; sie blieben gesenkt. Als er aber seine kaum hingehaltene Hand wegnehmen wollte, faßte sie nach ihr und drückte sie an

ihre Brust und sagte: „Du, o du! Ich gehöre dir, dir, nur dir! o du!"

„Aber Kaspar!"

„Hilf mir, nicht an ihn zu denken. Er hat Gott, er leidet nicht, wenn ich ihn verlasse. Ich geh mit dir. Darf ich? Du!"

Ihre Pulse schlugen Liebe. Es riß ihn mächtig an ihre Brust. Er sagte zwar: „Kaspar ist mein Freund," aber sein Wille verschwebte.

„Dein Freund!" Sie lachte auf. „Er haßt dich, ach, wenn du wüßtest wie! Er hat deinen Hund erschossen."

Das gab Orelli das Gewissen wieder. Er löste sich von ihr und sagte: „Ich will nicht gemein sein."

Sie fuhr zusammen, wie geschlagen.

„Gerade, weil er das getan hat," sprach er, wandte sich hinweg, schritt heftig auf und ab. „Niemals, niemals, niemals," rief er immer wieder.

Sie stand da und fühlte sich das Recht zu leben abgesprochen.

Plötzlich hielt er inne. „Gehen wir," sagte er. Ein Entschluß war ihm gekommen. Auf der anderen Seite der Ebene befand sich eine Bahnhaltestelle, eine Art Blockhaus für die Moorarbeiter, von einem einzigen Beamten behütet. Von dort wollte er hinwegfahren, ohne noch ins Dorf zurückzukehren. Seine Werkzeuge konnte er holen lassen. Das war das Beste für sie und ihn.

Er sagte es. Claudia erwiderte nichts. „Sie aber," fügte er hinzu, „nehmen den Mitternachtszug und fahren heim." Er sah nach der Uhr. „Höchste Zeit."

Nachdem sie, fast immer im Laufschritt, die Fläche durchquert hatten, gerieten sie zum Bahndamm. Zäune und Drähte hinderten sie am Überschreiten der Geleise. Nahe der Station mußten sie wieder zurückkehren. Die Palisade wollte kein Ende nehmen. Sie liefen auf und ab. Vergeblich. Sie fanden keinen Durchgang.

Da fuhr der Zug heran. Sie konnten nicht einsteigen, obschon der Dampf der Lokomotive sie umfauchte. „Hinten herum," schrie der Kondukteur. Aber sie kamen zu spät. — Nun traten sie in die Hütte, die aus Balken und Zement bestand und von einem fadendünnen Lämpchen erleuchtet war, schauten nach dem Fahrplan und entdeckten, daß kein Zug vor Tagesanbruch ging. „Ich will Sie nach Hause begleiten," sagte er, „es ist kaum eine Stunde zu gehen." Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin zu müde. Laß mich ein wenig warten." Sie lehnte sich an ihn: „Hab keine Angst, ich tu dir nichts, ich will nur ruhen."

Nach einigen Minuten wurden ihre Atemzüge tiefer. Sie war in seinen Armen eingeschlafen. Er blieb wach und schaute der Helle zu, die über dem schwarzen Wald erschien. Das war der Mond. Claudia regte sich. „Was

7*

träumt sie wohl?“ Er sah auf ihre Lippen. „Nein,“ bezwang er sich und schaute wieder weg zum Mond empor.

„Wie ist er doch verschieden von den anderen Gestirnen,“ dachte er, „abgetrennt und fortgestoßen, verworfen wie ein Leichnam, verbannt aus dem heiligen Saal, und bleibt doch treu und schaut doch gut. Wie ist er nah. Das Bächlein glitzert. Zwischen mir und den Birken sind hundert Schritt.“

Orelli träumt. Er sieht das sanfte Mondgesicht dicht vor sich.

„Ich bin der Hüter,“ spricht's, „durch mich gelangt man zu den Sternen.“

„Laß mich hinein.“

„Begehrst du Claudia?“

„Ich habe überwunden.“

„Fühlst du Schuld?“

„Nein!“

„Sonst müßtest du schlafen.“

„Ich will wachen.“

„Dann komm!“

Ihm war, als stieg' er durch den Mond wie durch ein Tor hinein. Kaum aber war er drinnen, wurde er vom Schlafe gänzlich hingenommen.

Der Morgenzug erst, der heranfuhr, weckte ihn. Claudia war fort. In seinem Hute fand er einen Zettel:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich vor mir selbst beschützt haben. Ich kehre zu Kaspar zurück."

— Kaspar erwachte aus seinem Rausche entblößt und beschmutzt. Zum Gefühl der Schande gesellten sich, als er seine Frau nicht im Hause fand, die dunkelsten Ahnungen: Ängste, die immer mehr zu Qualen der Gewißheit wurden. Als er Claudia nach langem Ausschaun endlich kommen sah, verschloß er die Haustür. „Wer ist da?" rief er. — „Ich." — „Ach so, ich glaubte ein Hudelweib."

Sie schlich scheu an ihm vorüber und verschwand in der Küche. Er schritt im Zimmer auf und ab, Zorn im kalten Herzen. Als er das Geschirr klirren hörte, stand er stille und rief: „Komm herein."

Sie erschien mit dem Langbrot, der Butter und dem dampfenden Kaffee.

„Jetzt wird nicht gegessen," sprach er, „sondern gebetet. Stell' ab. Heran zu mir. — Du warst doch diese Nacht mit ihm zusammen?"

Sie sah ihn hilflos an.

„Ja oder nein!"

Sie senkte den Kopf.

„Hole die Bibel," befahl er. Sie tat es. Er setzte sich und las, während sie stehenblieb:

„Hesekiel, Kapitel sechzehn.

... Ich kleidete dich mit gestickten Kleidern und zog

dir Schuhe von feinem Leder an. Ich gab dir köstliche leinene Kleider und seidene Schleier;

ich zierte dich mit Kleinodien und legte dir Geschmeide an deine Arme und Kettlein an deinen Hals;

ich gab dir ein Haarband an deine Stirn und Ohrenringe an deine Ohren und eine schöne Krone auf dein Haupt.

So warst du geziert mit eitel Gold und Silber und gekleidet mit eitel Leinwand, Seide und Gesticktem. Du aßest auch eitel Semmel, Honig und Öl und warest überaus schön und bekamest das Königreich.

Und dein Ruhm erscholl weit unter die Heiden deiner Schöne halben, welche ganz vollkommen war durch den Schmuck, so ich an dich gehängt hatte, spricht der Herr!

Aber du verließest dich auf deine Schöne, und weil du so gerühmt warst, triebst du Hurerei, also daß du dich einem jeglichen, der vorüberging, gemein machtest, und tatest seinen Willen ...

Und tatest seinen Willen ..."

Bei diesem Wort schlug er die Bibel zu.

„Nimm das Buch, und stell' es wieder hin," sagte er. Er warf es vor ihre Füße. Sie bückte sich, hob es auf und küßte es, erst auf die obere, dann auf die untere Seite, wie sie als Kind von der Mutter gelernt.

„Hast du was zu sagen?" fragte er wie nebenbei.

In der Fremdheit, die sie befallen hatte, vermochte sie kein Wort über die Lippen zu bringen. Ihr schien, als wären sie zugenäht.

„Warum bist du zurückgekommen?" fragte er. „Meinst du, ich hätte nichts gemerkt? Wolltest du mich das ganze Leben hindurch anlügen. Ich wußte schon lange, wie es mit dir stand. Wärst du guten Willens gewesen, du würdest gemerkt haben, wie ich für dich betete. Aber du wolltest sündigen. Deshalb verlocktest du mich zum Trinken. Du hast mich betrunken gemacht, damit du mich leichter betrügen konntest."

Sie rührte sich nicht.

„Bereust du wenigstens?"

Sie verharrte im Schweigen.

„Verlorene Kreatur."

Da hob sie das Haupt und sah ihn an. Doch diesmal mußte er die Augen senken.

„Ich gehe jetzt zu deinen Eltern," sagte er mit unsicherer Stimme. „Du wirst zu ihnen zurückkehren. Sie werden dich gerne aufnehmen. Sie haben dich ja gegen ihren Willen hergegeben," er griff nach seinem Hut, „mir, dem alten Manne," sprach er wie zu sich und verließ die Stube.

Er stieg den Berg hinan. Aber seine Schritte wurden langsamer, je mehr er sich dem Bauernhofe der Schwiegereltern näherte. Claudias Bild, wie sie erstarrt vor

ihm gestanden, schwebte in leiblicher Deutlichkeit vor seinen Augen. „Was tut sie jetzt?" dachte er. „Sie sinkt zusammen und weint." Er wußte es. Sie dauerte ihn. — Dann aber stürzte er von neuem vorwärts, stampfte: „Strafe muß sein," rief „pfui" über seine Schwäche. Und hielt doch wieder still, kaum nach zwanzig Schritten, setzte sich sogar ans Bord, stützte den Kopf in die Hand. „Wir wollen sachlich sein," sagte er zu sich. „Ich bin alt, sie ist jung." Gleich schnellte er empor, lief noch eiliger bergan.

„Es gibt ja keinen anderen Ausweg, als die Trennung!"

Das Bauernhaus erschien. Kaspars Blicke fielen auf das Giebelfenster. In diesem Augenblicke versetzte ihm ein Schreck den Atem. Er stand wie angewurzelt. Dann jagte er zu Tal.

Folgendes war ihm eingefallen:

Claudia schlief, als sie zwölf Jahre zählte, mit einer Magd im gleichen Zimmer (in eben jenem, dessen Fenster Kaspar so erschreckt). Zu dieser Magd kam eines Nachts, als Truppen in der Gegend biwakierten, ein Soldat und wurde, als er aus der Kammer trat, gesehen. Die Meistersleute hießen die Magd sogleich das Bündel packen. Sie leugnete und rief Claudia zum Zeugen auf. Diese, ins Verhör genommen, sagte auf alle Fragen: Ich weiß nichts. Sie hatte, wie sie

später Kaspar erzählte, den Kopf in die Decken gesteckt und nicht gesehen, wer gekommen war. Der Vater suchte sie durch heftige Hiebe zum Geständnis zu bringen. Er schlug immer sinnloser auf sie ein. Sie gab keinen Laut von sich. Plötzlich entwich sie und verschwand. Man fand sie auf dem Estrich mit schon bereiter Schlinge. Sie wollte sich erhängen.

Kaspar riß es wie am Seil den Abhang hinunter. Er kam beim Hause an. Ein Keuchen drang heraus. Er riß die Türe auf: Claudia lag mitten in der Küche. Ihr Oberkörper wurde hin und her geschleudert. Die Beine waren kraftlos, schlaff, als ob sie nicht zu ihr gehörten, auf dem Boden ausgestreckt. Im Antlitz hingen schwarze Tropfen. Ein rasselnder Atem ging aus ihrem Munde.

Als sie Kaspar erblickte, legten sich auf einen Augenblick die Krämpfe, hörte das Achzen auf. Sie sah ihn mit entgeistertem Gesichte an. Dann verzerrten sich die Züge wieder; es riß sie von neuem herum.

Kaspar nahm sie in die Arme. Da hielt sie sich ganz regungslos. Nur ihre Augen flatterten hin und her. Er folgte ihnen und sah ein Glas mit einem Farbenreste auf dem Simse stehn. Und er begriff: Sie hatte von der Bleilösung getrunken.

Sie wollte reden. Da faßte sie der Tod noch wilder.

Kaspar milderte das Zerren, bis sie ermattet hinsank. Die letzten Atemzüge lösten sich leicht.

Rache! Rache an Orelli! Der Gedanke, keiner sonst, ließ ihn das Entsetzliche ertragen. Der durchdrang ihn bis ins Mark. Der, nur der ließ ihn noch aufrecht stehen. Kaspar legte sich nicht hin und schluchzte. Er packte seinen Koffer, er legte ein Messer hinein.

Jedoch, bevor er reiste, um zu richten, mußte er die Tote der Erde übergeben.

In der Nacht vor dem Begräbnis träumte er, daß er bei der Grotte Claudias säße und auf den Fluß schaute. Er wußte nicht, daß sie gestorben war. Viele Geister in farbenprächtigen Gewändern wandelten über das Wasser, entschwanden am anderen Ufer in blauer Halde, in purpurnem Busche, in silbernem Licht. Die Spuren ihrer Sohlen blinkten in den Wellen, sammelten sich, glitten scharenweise heran. Kaspar sah, daß es sonnige Fischlein waren.

Da hörte er ein Murmeln hinter seinem Rücken. Er drehte sich. Eine Bettelfrau, in einen braunen Sack gekleidet, stand vor ihm. Das Antlitz grau, zerfallen und von einer Seuche verkrustet. Er konnte ihre Züge nicht erkennen. Sie sprach: „Das Wasser trägt mich nicht. Gib mir einen Fisch, damit ich über die Brücke gehen kann.“

Kaspar bückte sich zum Fluß hinunter. Etwas

schmiegte sich in seine Hände. Er hielt es hoch, die Bettlerin langte danach und verschwand.

Ein Pack, das sie getragen, ließ sie liegen. Kaspar öffnete die graue Hülle.

Da erhob sich daraus ein Löwenhaupt, das zugleich ein Felsenriegel war, und versank in die Erde.

Ein Zug von vielen Völkern stieg hervor: Vorne waren es Riesen, hinten winzige Gelbgesichter. Sie tauchten in dem Strome unter.

Viele Gewänder von lieblicher Buntheit entschwebten dem Bündel, flogen wie Wölklein dem Hause zu, bargen sich daselbst in Schrank und Truhe.

Kaspar sah es, er stand mitten in der Stube. Sie war voller Blumen. Auf den Simsen standen Kästchen ziegelroter Kapuzinerchen, auf dem Mahagonischrank Körbchen violetter Veilchen, auf der Marmorplatte vor dem Spiegel weiße Fliederbüsche.

Das Büfett war geschmückt mit einem Teller Äpfel. „Eine fremde Sorte," dachte Kaspar. „Ach, das ist ja der Kalvill," fiel ihm ein, „der berühmteste der Äpfel, gezüchtet in dem Kloster zu Paris, nach der Mütze der Mönche so genannt."

Wo aber mag Claudia sein? — Im Garten, dachte er und trat hinaus. In dessen Mitte sah er einen Busch, der rötliche Düfte aushauchte. Kaspar näherte sich. Da entflatterte den Blüten ein Vogel und schwirrte

davon. Der Wurzelhöhlung entschlüpfte eine Eidechse und schlängelte sich fort.

Beide strebten der Grotte zu, bei welcher Claudia zu sitzen pflegte. Dort waren Fässer aufgereiht, gefüllt mit Feuer und mit Kohle.

Der Vogel senkte sich zu den Flammen hinunter und schlürfte: Da wurde er zum roten Einhorn.

Die Eidechse kletterte empor und badete sich in der Asche: Da wurde sie zum schwarzen Totengerippe.

Beide stürzten der Brücke zu. An deren Eingang stand die Bettlerin. Kaspar schrie: „Halte fest den Fisch, dann kann dir nichts geschehen."

„Du hast mir keinen Fisch gegeben," schrie sie wild, „sondern den Dolch, womit du töten wolltest."

Sie schleuderte das Messer in den Fluß. Es sank, tauchte als Schlange wieder auf und wälzte sich in ungeheuren Ringen Kaspar zu. Der schrie: „Ich will nicht Mörder sein!" Er faltete die Hände im Gelöbnis. Er preßte sie so heftig auf die Brust, daß er darob erwachte. „Ich will verzeihen," schwur er auch im Wachen noch. „Denn ich weiß, solang ich Rache nehmen will, fang' ich keine Fische, sondern Schlangen."

Als er dieses dachte, kam es auf ihn zugeflogen wie ein Flaumgewirbel schmeichlerischer Flöcklein: Das war Claudias Dank.

— Zum Begräbnis kam auch Orelli. Kaspar er-

fuhr, daß er einem Schuldlosen verziehen hatte. Aber seine Selbstüberwindung war deswegen nicht vergebens gewesen. Er schilderte dem Maler seinen Traum. Im Anschluß daran erzählte dieser über das Dasein zwischen Tod und Geburt und über die Wiederverkörperung des Menschengeistes. Er war mit dieser Einsicht längst vertraut geworden, wenn er auch nur dann von ihr zu reden pflegte, wenn er jemand förderlich damit zu sein glaubte.

Wie bereute er jetzt, daß er nicht früher davon gesprochen hatte. „Ich würde das Schicksal zum Guten gewendet haben," sagte er. Und er mußte sich doch schuldig nennen.

Kaspar eignete sich, so gut es seine altmodische Seele vermochte, folgendes von dem, was Orelli berichtete, an und suchte es in eigne Lebensweisheit zu verwandeln: — Claudia (das weiß er) fühlt sich, da sie ihren Leib selbst vernichtet hat, abgetrennt von den Lebensquellen, die nach dem Tode auf des Menschen geistigen Wesenskern herunterströmen, um diesen mit einem frischen Körper zu begaben, so daß er, nach angemessenem Zeitraum, zu einem neuen Erdenleben schreiten kann. Sie vermag die Werdekräfte, die sie durch den Selbstmord zum Stocken gebracht, nicht wie andere Tote ohne weiteres zu empfangen. „Selbstmörder," sagt Kaspar, „gelangen ohne Hilfe

schwer zum Vater.“ Unter Vater versteht er das Prinzip, das den Körper baut und das in den Kindern rein zum Vorschein kommt. Wenn der Mensch erwachsen ist, so zieht es sich zurück, bedrängt durch altvererbte oder neu erzeugte Schuld. Der Leib wird alt, verhärtet und verwest. Aber hier gilt der Spruch Johannes des Täufers: Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben.

Claudia, die Bettlerin, bittet um den Fisch.

Der Fisch ist Jesus Christus, Gottes Sohn, der Erlöser.

Die Traumehe

Ein Privatdozent der Ethik schrieb an seine Braut: „Mein Geist ist stark, mein Leib ist schwach, meine Seele ist fröhlich, wenn sie dem Geiste, und traurig, wenn sie dem Leibe dient. Ich weiß: Du willst nicht, daß mein Leben schwermütig wird. Und wenn du es wolltest, ich dürfte dich nicht an diese Schwermut fesseln. Deshalb lös ich die Verlobung auf." Er versiegelte den Brief mit dem Bewußtsein, daß er gewissenhaft handelte.

Die Geliebte, die dem Theater angehörte, starb in jungen Jahren. Der Gelehrte, der seinem Brief gemäß ein Leben führte, das ganz der Wissenschaft gewidmet war, bereute nicht, was er getan. Er hatte seine Pflichten, die er Tag für Tag erfüllte. Er dachte, wenn er wachte, kaum an das Vergangene. Als er aber am Ende eines langen und reichen Lebens sich fragte, was er seit dem Tod der Freundin an Liebe

erfahren, kamen ihm sieben Träume in den Sinn, die sich dem Gedächtnis tiefer eingegraben hatten als alles, was er im Wachen erlebt.

Erster Traum

Er fand sich vor dem Mietsgebäude, in dessen Giebelzimmer die Geliebte wohnte. Das Fenster war dunkel. Sie weilte nicht zu Haus. Er stand und harrte Stund auf Stunde. Die Theateraufführung, in der sie mitwirkte, mußte längst zu Ende sein. „Wenn doch die Lampe leuchtete," dachte er, „dann wüßte ich, daß sie geborgen ist. Wo mag sie die Nacht verbringen?" Er quälte sich immer mehr. Er dachte an Räuber und Mörder. Er wußte, daß er sein ganzes Leben keine Ruhe mehr fände, wenn ihr etwas Schlimmes zugestoßen wäre. Verzweifelt lief er auf und ab.

Plötzlich sah er, wie sich eine Gestalt aus dem Schatten der Gasse löste und ihm entgegeneilte. Er wollte sich verbergen. Aber da erkannte er die Geliebte. „Du bist es!" rief er und faßte ihre Hände. Er zuckte wild zurück, sie waren mit Nadeln gefüllt. Er wollte sich lösen. Aber sie hatten Widerhaken. „Laß mich," flehte er, indem er vor Schmerzen in die Knie sank. Sie lachte und drückte nur heftiger zu.

Da floh er ins Wachen zurück.

Zweiter Traum

Er wollte, wie gewohnt, sie vom Theater abholen, um sie nach Hause zu geleiten. Als er ankam, war die Vorstellung schon zu Ende. Die Schauspieler, die gruppenweise auf der Straße standen, sagten, daß sie noch drinnen weilte. Drinnen versicherten die Diener, die den Bühnenraum säuberten, daß sie davongegangen wäre. „Dann hat sie das Hintertürchen benutzt," dachte er und eilte sie einzuholen, durch Gang und Gänglein, an Kulissenkästen und Kostümständern vorüber.

Auf einmal erlosch das Licht. In der Dunkelheit verlor er die Richtung, stieß an, stand still und wollte sich schon rückwärts tasten. Da vernahm er ein Geräusch, als wenn jemand den Boden scheuerte. „Die Putzfrau," sagte er zu sich, „die wird mich führen." Er rief: „Halloh." Das Wischen und Fegen verstummte. Er lauschte angestrengt. Jetzt war ihm, als ob jemand näher schliche. Furcht blies ihn an. Aber er bezwang sich und blieb stehen. Plötzlich fühlte er die Knie umfaßt, wußte sogleich, daß es die Geliebte war. Er versuchte sich frei zu machen. Sie klammerte sich nur fester an. „Heb mich auf," flehte sie. Er aber hatte Angst, daß er den Halt verlöre und schleuderte sie fort. Sie flog gegen die Wand, mit einem Wehgeschrei, das ihn aus dem Schlafe schreckte.

Dritter Traum

Er traf sie auf dem Maskenball als Königin von Saba. Auf ihrem Haare trug sie viele Türmchen aus rot und gelben Steinen, ein ganzes Tempelchen. „Ich habe dich solange nicht gesehen,“ sagte er, „wo wohnst du eigentlich?“

„Unter Leuten, die nicht schlimmer sind als andere,“ lachte sie.

„Wer aber sind diese?“ fragte er und wies auf die Clowns und Kolombinen, die vorüberwalzten.

„Tanz mit mir,“ versetzte sie, „dann wirst du's erfahren.“

Es girrte und gurrte. „Gern,“ sagte er und faßte sie um ihren Leib. Sie flogen von einem Ende des Saales zum anderen. Die Musik wurde wilder. Er fühlte sich herumgewirbelt, daß ihn schwindelte. „Laß mich,“ bat er. Sie schüttelte heftig das Haupt. Die Türmchen fielen herunter, zerteilten sich, wie sie den Boden berührten und hüpften als Flämmchen über die Diele hin.

„Feurio,“ schrie er und stürzte aus dem Bett.

Vierter Traum

Er ging einen Fluß entlang und wunderte sich, daß die Ufer, kaum hundert Schritt von den letzten Häusern der Stadt entfernt, so unzugänglich waren. Um vor=

wärts zu kommen, mußte er Felsen erklettern und Dickichte durchschlüpfen. Endlich gebot ein Moorgraben Halt. Zwar war der schwarze Streifen überbrückt, aber nur von einer schmalen und schwanken Wasserleitung, auf die er niemals die Füße zu setzen gewagt hätte. Er warf sich, da er plötzlich eine Müdigkeit empfand, auf die Erde und schaute zum anderen Ufer hinüber. Es war, soweit die Augen reichten, mit schwärzlichen Weiden bestockt. „Ein düsteres Gelände," dachte er. „Dort wohnen sicherlich Zigeuner."

Da wurde er von hinten umhalst. Er spürte, daß es die Geliebte war, und sagte, ohne sich zu drehen: „Warum tust du das? Du weißt doch, es darf nicht sein. Weshalb quälst du dich und mich?" Er rückte weg.

Als er nach einer Weile das Haupt erhob, sah er, daß sie auf der brüchigen Blechrinne hinübertänzelte. „Komm zurück," schrie er erschrocken, „dort gibt es Vagabunden." „Desto besser," lachte sie, tat den letzten Sprung und schlug sich in die Büsche.

Er wollte nach. Aber unter seiner Schwere bog sich die Leitung. Er sank bis an den Hals, gurgelte und fuhr aus dem Traum.

Fünfter Traum

Er saß mit seinen Schülern in der Pinte, um einen Tisch herum, auf dem viele graue Krüge standen.

Jemand streifte seine Schulter. Er drehte sich und erblickte die Geliebte, die eilig davontrippelte. Schon entschwand sie in der Tür. Er sah noch, daß sie einen Armkorb trug mit Töpferwaren: Blaues Geschirr mit gelber Blattverzierung. Echtes Steingut.

„Sie hat kein Geld,“ fuhr es durch seinen Kopf, „sie muß hausieren.“ Sogleich gab er dem Pikkolo ein Silberstück und befahl ihm, ihr nachzulaufen und sie zurückzuholen.

Sie nahte mit wiegenden Schritten und sang ein Liedchen, das nicht gerade passend war. „Sie tut nur so,“ dachte er, „um uns geneigter zum Kaufe zu machen. Sie meint, die Männer seien alle gleich. Sie glaubt, daß keiner imstande ist, einer Frau gegenüber ohne Hintergedanken zu sein. Aber mich soll sie nicht unter diese zählen.“

Er sprang auf, rief ihren Namen, umarmte sie und sprach: „Komm mit mir.“

Sie aber sagte: „Geh zu deiner Mutter,“ und stieß ihn so heftig von sich, daß er erwachte.

Sechster Traum

Er begegnete ihr im Gassengewirr. Sie war matt und bleich vom langen Gehen. Er bat sie, mit zu seinen Eltern zu kommen, nahm sie bei der Hand und ging mit ihr durch Gärten und Felder, bis er zu dem

Landhaus gelangte, worin er geboren worden. Daselbst führte er sie in den Salon, der nur Sonntags betreten werden darf, drückte sie in einen Sammetsessel, setzte sich ihr gegenüber, sah sie an und sagte immerfort: „Wie gut, daß ich dich endlich habe."

Vater, Mutter und Geschwister kamen, brachten Wein, Gebäck und Blumen, lächelten ihr zu und gingen leise wieder fort.

„Mein Weib," sprach er.

Da sah er auf ihren Händen, die zu einer Schale gefaltet auf den Knien ruhten, ein Kindlein stehen. Die Beine waren mit Linnen umwickelt. Der Oberkörper bloß. Das eine Ärmchen schlang sich um den Nacken der Geliebten, das andere winkte ihn herbei.

Das Entzücken war so groß, daß es ihn weckte.

Siebenter Traum

Er stand mit seinem Weib am Ufer eines Flusses und schaute auf die Bergwand jenseits der Wasserfläche. Dort stiegen Kugeln, Würfel, Kegel und andere Gebilde von roter, blauer, grüner und sonstiger Farbe in die Luft. Die Geliebte suchte für jede Figur einen Laut und es formten sich die Verse:

Größre Liebe keiner hegt denn diese,
Daß er seine Seele gibt den Freunden.

Indem sie dieses sang, zog sie das Liedchen über die Wellen, nahm es an die Brust und barg es dort. Dabei verwandelte sie sich unversehens in ein Kind und stürzte als solches plötzlich in den Strom.

Er sprang ihr nach, tauchte und erfaßte sie, schwamm mit ihr ans Ufer und rieb sie dort, bis sie wiederum zum Leben erwachte, wickelte sie hierauf sorglich in seinen Mantel ein.

Diesmal wachte er aus freiem Willen auf, um das Erlebnis treulich zu bewahren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die sieben Träume, in die sich das abgewiesene Schicksal geteilt, wollte er als Bilderbüchlein der Geliebten in das Reich des Geistes bringen.

Es wird sie sicherlich ergötzen, dachte er.

Der Pestnebel

Die Brüder weilten fern vom Hof im Schwarznußwäldchen. Kurt, der Knabe, schüttelte die Bäume. Lukas, der Jüngling, las die Früchte auf. Simon, der Mann, sonderte die hartschaligen, wulstnahtigen Nüsse von den mürb-zerfallenden Hüllen; die ersten ergaben das Öl, die Lampen zu speisen; die zweiten die Salbe, einzureiben dem ackernden Vieh, zum Schutz gegen Mücken und Fliegen.

Als die Drei bei einbrechender Dunkelheit nach Hause gelangten und die Säcke in die Tenne warfen, trat ihnen die Magd entgegen und berichtete den Tod der Mutter. Am Flusse, als sie Wäsche hielt, hatte sie der Schlag getroffen. Schmerzlos war sie hingesunken.

Scheu betrachteten die Brüder die Leiche.

Hierauf ging jeder in seine Stube, um allein mit sich zu sein.

Simon erlaubte den Gefühlen nicht, hervorzubrechen. „Ich muß lernen, selbst zu sterben," dachte er. „Das

tu ich, wenn ich still und stark den Tod betrachte." Er legte sich zur Ruh und sank in traumlosen Schlaf.

Lukas bedachte die Pflichten des folgenden Tages. Er ordnete und rechnete dem Willen der Mutter gemäß. Er schrieb an Ferdinand, den ältesten Bruder, der in der Fremde weilte. Er bestimmte die Arbeit für die Magd. Die ganze Nacht tat er kein Auge zu.

Kurt schlief mit Tränen ein. Ein Traum kam, ihn zu trösten. Er sah die Mutter am Flusse stehen, dessen Wasser trübe vom Erdreich war. Sie zog einen Vorhang aus den Wellen. Unten war er schwer, schwarz, packtuchartig. Sie zerrte ihn empor. Da wurde er farbiger und flatterte im Wind. Kurt, der hinschaute, wurde es wirr vor all der Bewegung. Ein Keil von Gelb stieß ihn fort. Ein Trichter von Blau zog ihn an. Es trieb ihn vorwärts und rückwärts, er wußte nicht wohin. Es wollte ihn zerreißen. Ein grüner Kreis beruhigte ihn wieder. Nun vermochte er die Blicke nach oben zu wenden. In der Höhe war das Tuch zum rötlichen Maschenschleier geworden, hingehaucht auf bläulichen Grund. Zu oberst leuchtete die Sonne. Aus dieser lächelte das Antlitz der Mutter. Kurt wachte vor Entzücken auf.

Er blieb froh, auch während des Begräbnistages. Jedoch, er durfte seine Fröhlichkeit nicht mit den Brüdern teilen. Lukas war bekümmert, Simon leer.

Keiner mochte mit dem Knaben reden. Da suchte er Verstehen bei der Magd. Er ging ihr nach. Es trieb ihn, mit ihr wie mit der Mutter zu sein.

Erst war es die Schwalbe, von der er sprechen wollte: Wie sie Schlingen zog von der Wiese zur Wolke, wie sie die Welle streifte, wie sie die Wirrnis des Gartens durchzuckte, im Nestbau wie ein Pfeil entschwand. Dem Vogel gleich, kühn und scheu, war er um die Magd. — Aber sie beachtete ihn nicht.

Dann war es das Lied der Unke. „Komm und schau," bat er, „ich weiß, wo sie ist, ich habe sie gesehen. Sie sitzt auf einem Riesenblatt im Teich." — Die Magd erwiderte: „Ich habe keine Zeit."

Er schlich ihr nach, als sie Karotten in den Keller trug. Verborgen hinter Säcken sah er zu, wie sie die Körbe ausschüttete. Plötzlich gellten seine Schreie. Er stürzte auf sie zu und klammerte sich furchtsam fest. Ungeziefer war an seinem bloßen Hals emporgekrochen. — „Dummer Bube," rief sie und stieß ihn fort.

Sie liebte Simon, den Mann.

Der hielt sich fern. Er hatte die Blicke, die sie ihm zugeworfen, gesehen. Aber er fühlte: In ihrer Liebe war etwas Häßliches. Erst wußte er seinen Widerwillen nicht zu deuten, bis eines Nachts, als er über ihr Wesen nachdachte, ein Bild ihm Klarheit gab.

Er schaute im Geiste die Stätte, wo ihre Seele zu Hause war: Eine halbzerfallene Bretterbude, gebaut auf Schutt und Schlamm. Da drinnen wohnte sie, das ging ihm auf, das war ihr Platz im Geisterreich. Im Giebelfeld des Daches sah er einen Menschen, einen Löwen, einen Stier und einen Adler. Die Reihe fing sich zu bewegen an. Der Adler wollte fliegen und sank zurück, seine Flügel waren lahm, er seufzte. Der Stier erhob das Haupt und brüllte den Löwen an. Der Löwe stellte sich zum Sprung, um den Stier zu zerreißen. Der Mensch streckte flehend die Hände vor, kreuzweis, über der Brust und verblaßte zum Schatten. — Der Seufzer war ein H, der Brüll ein U, der Sprung ein R, das Flehen ein E.

„O schreckliche Vier," sagte Simon. „Verlorenes Wesen." Dieses Erlebnis diente ihm zur Warnung. Seitdem verschmähte er, die Magd noch anzureden.

Sie fühlte seine Verachtung. Darum kündigte sie den Dienst.

Lukas, dem sie zuerst die Mitteilung machte, erschrak.

„Wir sind hilflos ohne sie," sagte er zu Simon. „Keine wird sich so wie sie an uns gewöhnen. Sie weiß, was zu tun ist, von der Mutter her. Sie kennt den Milchmann, den Bäcker, den Krämer. Sie versteht den Most rechtzeitig abzuziehen, daß er nicht

schwarz wird, und die Rüben einzukellern, daß sie schmackhaft bleiben. Wer würde den Garten besorgen? Wer hat die Rosenzucht gelernt? Das Wachstum eines jeden Stockes ist ihr vertraut. Der fordert kurzen, dieser langen Schnitt, je nach dem Trieb. Wer es nicht beachtet, raubt dem Strauch die Kraft des Blühens. Sie jätet, hackt und düngt, wenn's nötig ist. Sie vergißt nicht die Raupen abzulesen. Sie besitzt das Mittel gegen den Rosenrost. Ach! und erst das Obst! Nein, wir dürfen sie nicht gehen lassen. Ohne sie zerfällt das Haus und verwildert der Garten."

„Gib ihr höhern Lohn," sprach Simon.

„Damit ist nichts getan," versetzte Lukas. „Wir haben sie nicht genug geachtet, deshalb wollte sie gehen."

„Wenn sie uns die Mutter ersetzt," fuhr er fort, „so soll sie mit an unserem Tische essen und nicht mehr, wie bisher, in der Küche ganz allein, das machte sie so trübe."

Von diesem Tag an speiste sie gemeinsam mit den Brüdern. Während sie aß, schaute sie keinen an. Kaum hatte sie den letzten Bissen verschluckt, so stand sie auf, nahm ihr Gedeck und trug es hinaus, fing draußen gleich die Arbeit wieder an. Teller und Gläser der Brüder räumte sie erst ab, wenn diese die Stube verlassen hatten.

Eines Morgens erwachten die drei vom Südwind, der den Obstbaumgarten durchwühlte, daß Äpfel und Birnen niederprasselten, weit vom Stamm, im Kies zerquetschten. Die Brüder liefen herbei und breiteten Tücher unter den Ästen aus. Sie legten Leitern an und kletterten in die Wipfel empor. Sie lasen die Früchte in die Schultersäcke ab, stets vom Sturme hin und her geschaukelt. Sie stiegen wieder hinunter und ließen sie behutsam auf den Rasen kollern.

Dort sonderte sie die Magd, je nach der Güte, zum Dörren, Kochen oder Einmachen. Oft hielt sie einen pfundgroßen Apfel ans Ohr und rüttelte ihn, da hörte sie die Kerne im Gehäuse klingeln. Der war überreif. — Korb nach Korb schleppte sie in den Keller, lagerte die Sorten mit großem Verstand, daß sie nicht mehlig oder glasig würden. Die bettete sie ins Heu, zur Nachreife. Jene warf sie zum Mosten ins Faß. Sie polterten laut. Das machte ihr Freude. Sie vergaß sich bei der Arbeit ganz.

Da wurde plötzlich die Türe verdunkelt. Ein Mann im Reisemantel stand auf der Schwelle. Sie schrie, der Schrecken war in sie gefahren.

„Ist niemand zu Hause?“ fragte er. „Ich bin Ferdinand. Wo sind die Brüder?“

Endlich hatte sie den Atem wieder. „Ich will sie holen,“ sagte sie. Er hielt sie zurück. „Das hat Zeit,“

sprach er und sah sie an. „Bist du die Magd? Ich hab von dir gehört. Du sollst so tüchtig sein."

Sie bückte sich hastig zu den Äpfeln. „Ich will dir helfen," rief er, faßte den Korb, den sie Stück um Stück entleeren wollte, und hob ihn auf die Kellerbrücke. „So geht's schneller, halt ihn fest!" Sie tat es und erblickte dabei auf seiner linken Hand einen Dolch, auf der rechten einen Totenkopf eingeätzt. Sie zuckte zurück. Er merkte es und lachte: „Hast du Angst?" Sie schüttelte heftig den Kopf, als ob sie sich schämte, und setzte ihre Arbeit noch emsiger fort.

Ihre Bewegungen gefielen ihm. „Die könnte ich brauchen," dachte er. Er schwang sich auf ein Faß und begann sie auszufragen: Was sie für Lohn hätte, wie die Brüder zu ihr wären, ob sie sich nicht fortsehnte. Dann und wann? Ja? Hierauf fing er von sich selber zu erzählen an.

An der Landesgrenze war ein See. Eine Stadt am Strand. Dort wohnte er und schmuggelte Waren, auf denen hohe Zölle lagen, an das andere Ufer. Große Lager waren in verborgenen Grotten aufgestapelt: Samt und Seide, Teppiche und Porzellangeschirre. — Die Magd vergaß die Arbeit. „Schau mich nur an," rief er und trat an ihre Seite. „Das Schönste hab ich für mich selbst gewählt. Ich habe meinen Plan. Ein Haus will ich bauen, in jener Stadt, wohin die Fremden

kommen. Mit abgeschlossenen Stuben, Marmortische von Polstern umgeben darin. Zehen Mädchen, mehr nicht, bedienen die Gäste, in türkischem Kostüm, mit bloßer Brust und aufgelöstem Haar. Das lieben die Kavaliere ..."

Er faßte sie am Handgelenk. „Willst du die Herrin sein?"

Sie bückte sich und hauchte ein Ja auf die kurze, schwarze, eisenharte Faust.

„Wie duftet dein Haar. Du sollst das Stirnband der Mutter tragen."

Sie löste sich aus seinen Armen und sagte: „Es wurde ihr ins Grab gelegt."

„Ich bin der Älteste," rief er heftig, „ich konnte bestimmen. Ich hatte ein Anrecht darauf. Ich geb es nicht preis."

„Jetzt muß ich gehen," sprach sie, „die Brüder suchen mich," und huschte zur Türe hinaus.

Nach einer Weile verließ auch er den Keller.

— Die Drei waren unterdessen von den Bäumen gestiegen und hatten die Leitern zu Boden gelegt.

Kurt jauchzte, als der Bruder erschien. Jetzt würde es abenteuerreiche Tage geben. Er stellte sogleich hundert Fragen. Aber Ferdinand entzog sich ihm.

Lukas befahl der Magd, ein Mahl zu rüsten.

Simon grübelte: „Wie seltsam! Als die Magd vorhin

aus dem Hause trat, kam mir der Gedanke: Ferdinand ist da. Sie war von seinem Hauch umwittert." — Er sah die beiden an und stutzte. Er merkte: Sie kannten sich schon.

— „Der Hasenpfeffer ist nicht übel," bemerkte Ferdinand, als man zusammensaß und schmauste, „und der Wein geht an."

„Hast du's besser?" fragte Lukas.

„Mein Leibgericht sind Drosseln," versetzte er, „in Speck gebraten, ich schieße sie selbst, das ist Sitte dort, verzehre sie zu Schlücklein süßen Schnapses."

Kurt bewunderte, Lukas war befremdet, Simon zeigte Widerwillen in seinem Mienenspiel.

Die Magd weidete sich an den Gefühlen der Drei. Diesen Abend blieb sie nach dem Essen sitzen. Denn Ferdinand erzählte. Ihre Seele war durstig wie ein Schwamm, begierig alles Feuchte aufzusaugen, mag es noch so schmutzig sein.

Er redete von Schmuggel, Spiel und Tanz, leerte dabei Krug auf Krug. Als er das Glas wieder einmal an die Lippen hob, rief Lukas jäh: „Trink nicht!"

Alle fuhren auf.

„Was ist?" fragte Ferdinand und runzelte die Stirne.

„Auf dem Rand des Bechers saß ein Tier mit einem Rüssel."

„Ist das so schrecklich?“ lachte Ferdinand. „Ich kenne diese Wesen schon. Man soll sie nicht verscheuchen. Es sind komische Geschöpfe, gern zu Willen. Einige sagen mir Liedchen ins Ohr. Andere zeigen mir Gold in den Kästen. Eines war jahrelang mein Kamerad, das brachte mir viel Glück bei Frauen.“

Die Magd begann erregt zu lachen.

„Eva,“ mahnte Lukas, „geh zu Bett. Es ist spät. Morgen mußt du früh auf den Beinen sein. Wir wollen mosten. Halte Faß und Zuber bereit.“

Sie gehorchte nur mit Widerstreben. Als sie aufstand, winkte sie Ferdinand mit den Augen. Dann verließ sie das Zimmer, schwankend, obschon sie nichts getrunken hatte. Lukas sah: Das Rüsselwesen hatte sich auf ihre rechte Schulter gesetzt.

„Ich bin euch unbequem,“ unterbrach Ferdinand das Schweigen, das nach ihrem Verschwinden eingetreten war.

„O nein,“ rief Kurt.

„Habt keine Angst,“ fuhr Ferdinand fort, „ich geh, sobald ich kann.“

„Morgen sollst du dein Erbteil empfangen,“ sagte Simon.

„Warum nicht heute?“ fragte Ferdinand. „Ich denk: Auch euch wird's lieber sein. Dann ist die Sache abgetan.“

„Wie du willst," erwiderte Lukas. „Komm! Ich führe Buch."

Er nahm ihn auf sein Zimmer, setzte sich mit ihm zusammen, rechnete vor und zahlte aus, gerecht auch im kleinsten.

Simon zog sich zurück, um sich von dem Dunste, den der Bruder verbreitet hatte, zu befreien. Aber ein unendlicher Überdruß erfaßte ihn, als er die hohen Gedanken, die sein beschauliches Leben zu begleiten pflegten, in die Erinnerung rufen wollte. Das Lachen der Magd klang immer dazwischen. Er wußte, was es bedeutete. Es wühlte ihn auf. Er war wehrlos dagegen. Das Fieber faßte ihn und formte ihre Gestalt. Er wurde vom Begehren hin und her gerüttelt. Da sagte er zu sich: „Wenn ich nicht imstande bin, die Leidenschaft fernzuhalten, so will ich sie wenigstens erforschen. Ich will mich kennen lernen, wie ich bin." — Wie er nun die Triebe, die er hatte, bei Namen nannte, sah er auf einmal das rötlich-blühende Gesicht der Magd zur Larve werden und ihren Leib zerfallen. Er fühlte sich befreit.

Kurt ging heimlich aus dem Hause. Stundenlang lief er umher. In der Dunkelheit griff er nach Blumen, sog ihre Düfte ein bis zum Zerspringen der Brust. Er stieg die Felsen empor, stand unter dem Himmelsgewölbe, streckte die Arme aus, konnte das stetig-

stille Einströmen der Sterne doch nicht ertragen und stürzte den Steilhang hinunter, jählings von Stamm zu Stamm geworfen. Atemlos lag er nun im Birkenwäldchen. Seine Augen gingen zum Mond empor, zwei Bäume entlang, einen alten und einen jungen. Der erste war groß und stark und hatte knorrige Arme. Der andere stand schmal daneben; das silberige, flaumig-weiche Stämmchen war von einem Schleier haarfeiner Zweige umwallt. Kurt dachte an die Magd: „Ob sie schon schläft. — Vielleicht brennt ihre Lampe noch. — Vom Hügel kann man in die Kammer schauen ...“

Hastig machte er sich auf den Weg. Als er beim Friedhof vorüberkam, mußte er der Mutter gedenken. Er schämte sich seines Planes und beschloß, an ihrem Grabe reinere Gedanken zu erlangen.

Das Tor stand offen. Er trat ein, schlich leise auf dem Rasenbande längs des Wegs dahin.

Plötzlich fuhr's ihm in die Glieder. Zwei Schatten huschten um das Grab der Mutter: Der eine hob und bückte sich. Der andere ging hin und her.

Schnell trat er hinter die Kirchhofmauer zurück. Aber seine Schritte auf dem Kiese wurden gehört. Er sah, wie eine der Gestalten mit gewaltigen Sprüngen näher kam, beidhändig einen Pickel schwang. Er spürte schon, wie dieser sich in seine Stirne pflanzen würde.

Zur Flucht war es zu spät. Die Todesangst verlieh ihm Kraft. Er brach einen Quaderstein aus der Mauer und hob ihn hoch. Im Augenblick, als er ihn niedersausen ließ, erkannte er den Bruder. Ferdinand sank lautlos hin. Kurt bückte sich und griff in sein zermalmtes Haupt. Entsetzt lief er nach Hause und holte die Brüder.

Sie fanden das Grab der Mutter unversehrt. Aber Schaufel, Stemmeisen und Zange, die am Boden lagen, redeten: Ferdinand hatte die Leiche berauben wollen. Lukas wollte den Sigrist rufen und alles melden. Simon drang darauf, die Untat zu verheimlichen. Aus Mitleid für Kurt, der schlotternd dastand, gab Lukas nach. Sie verwischten die Spuren, hoben das Werkzeug auf, wickelten den Toten in seinen Mantel und trugen ihn zu dritt in die Niederung, wo das Moor war, versenkten ihn dort in einen Teich.

Am nächsten Tage stellte es sich heraus, daß die Magd verschwunden war. Jetzt kam es Kurt zum Bewußtsein, daß die andere Gestalt sie gewesen sein mußte: Die Bewegungen gehörten ihr.

Sie war dem Gebirge entgegengeflohen. Bei Tagesanbruch hatte sie den Paß erstiegen, der die Grenze bildete. Dort stand der tausendjährige Baum. Die Krone verfinsterte den Himmel. Die Wurzeln füllten den Abgrund. Vom Wind gebrochene Äste stürzten

immerfort herab, vermoderten aufgetürmt. Aus der Holzerde schossen neue Stämme empor.

Die Magd war zu Tode erschöpft. Vor ihr dehnte sich durchfurchte Felsenfläche, die sie überschreiten mußte, kahles, graues Trümmerfeld. Zurückgeworfen stach das Licht, spendete nicht Leben, sondern tötete. Keine Pflanze wuchs aus den Gesteinesfalten.

Sie wollte ruhen und stieg in das Pflanzengewucher hinein, um sich auf den moosigen Polstern zu betten. Da gab die trügerische Decke nach. Sie vermochte sich nicht zu halten, sank durch das brüchige Wurzelgeäste und brach sich im Sturz das Genick.

Die Brüder forschten niemals nach der Magd; sie nahmen keine neue; sie suchten sich selbst zu helfen. Die Ernte war zum größten Teil schon eingebracht. Es nahte der Winter, da wurde der Arbeit weniger. Früher schon hatten die Drei ganz abgeschlossen gehaust. Jetzt ließen sie sich noch viel seltener sehen. Sie spürten: Ferdinands Blut, das sich so vergangen hatte, floß auch in ihnen, verweste in ihren lebenden Adern. Kurt war am meisten belastet, aber auch Lukas und Simon trugen schwer und flohen die Menschen.

Dann und wann jedoch mußte man in die Stadt gehen und holen, was man zum täglichen Gebrauche nötig hatte. Die beiden ältern Brüder übernahmen dieses Amt, wechselweise, je eine Woche lang. Kurt

war dazu nicht brauchbar. Er hätte sich am liebsten sogar vor den Brüdern verborgen. Er lachte und sang nicht mehr. Er grübelte beständig über seiner Tat. Ein Fletschen war um ihn von abgefaulten Lippen und bloßem Zahngebiß. „Der Tod kommt über mich," dachte er und weinte. Aber er wagte nicht, die Brüder zu bitten, das Land zu verlassen. Flucht wäre die einzige Rettung vor dem toten Bruder gewesen, das wußte er. Fürchterliche Ängste überfielen ihn. Auch litt er darunter, daß die Verbindung mit der Mutter unterbrochen war. Er vermochte nicht mehr zu fühlen, wie ihre Liebe gewesen. Ihr Gesicht war seinem Gedächtnis entschwunden. Ihre Stimme klang nicht mehr nach. Oft mühte er sich in schlaflosen Nächten, um nur einen Hauch von ihr zu verspüren. Umsonst. „Das ist die Strafe," dachte er und verfiel noch größerer Ohnmacht.

Ein übelriechender Nebel entstieg dem Moor, wo Ferdinands Leiche verweste. Er lagerte immer über der gleichen Stelle. Vier Dörfer und die Stadt bedeckte er, so dick, daß nie ein Sonnenstrahl hinunterdrang. Am schwersten hing er auf den Hof.

Was Ferdinand im Leben geplant hatte, suchte er im Tode auszuführen. Sein Geist, der frei vom Leibe noch zerstörerischer war, breitete sich über die Lande aus und erregte, was er selber in sich trug, überall

wo er Zutritt fand: Haß, Begierde, Raserei, stiftete zu jeglicher Untat an. Wer schlechte Triebe hatte, begann zu rauben und zu töten. Gute Menschen aber fühlten ihre Schwäche und verfielen dem Selbstvernichtungstrieb. Ein beständiges Erwägen von Mord und Selbstmord bewegte die Seelen. Ließ es nach, so kam die Öde. Man peitschte die Leidenschaften auf, um zu empfinden, daß man lebte. Fast jede Freude war von Verwesung durchdrungen. Wenn man Feste feierte, triumphierte Ferdinand. Dann sammelte man Mist für ihn. Er brauchte diesen Dünger. Der Atem der Menschen stieß Dämonen aus. Gesichtslos taumelten sie umher, bis sie Ferdinand zusammentrieb und zwang, daß sie das Verderben weitertrügen.

Eine Seuche überfiel die Gegend. Die Augen schwollen an vor Fieberhitze. Die Lippen wurden schiefergrau. Die Zähne lang. Die Gesichter verfielen, und alles, was die Seelen ausgesonnen, zeigte sich in fürchterlichen Lettern. Die Adern wurden hart und starr wie Röhren. Schmerzhaft pochend jagte das Blut hindurch. Und bald versagten die Glieder den Dienst.

Dann wurden die Kranken in einen Karren, der nur von außen verschließbar war, geladen. Ein Rappe ward eingespannt und führerlos fortgejagt. Er fand von sich aus den Weg zum Moor, an dessen Rand die

Kolonie der Kranken war, eine Anzahl Hütten, Käferleichen gleich. Oft starben die Überführten unterwegs, da sie so dicht eingepfercht waren, daß sie nicht niederkauern konnten. Man mußte Lebende und Tote sondern, wenn man die Falltür öffnete.

Eines Nachts im Traum erblickte Kurt das Heer der Toten. Es schwang sich in die Höh, das Licht der Sterne zu trinken. Da trat dem Zuge eine gräßliche Gestalt entgegen. Ihr Angesicht glich einer aufgequollnen, schwarzen Beere, der riesenhafte Körper einer kreideartig zersetzten Masse, die zerbröckelte und garstige Ströme zur Erde niederträufelte. „Das ist euer Trank," heulte eine Stimme. Die Toten flohen in ihre Gräber zurück. Hier war es still. Hier reichte die Macht des Dämons nicht hin. Hier wollten sie schlafen, bis die Sonne erschien. Die Särge waren radienartig um einen runden Trichter aufgestellt. Dessen Schlund gähnte schwarz und undurchdringlich. Kurt schwebte über ihm. Mit einem Male sprangen die Deckel der Särge auf. Die Toten setzten sich aufrecht und streckten die Arme in die Höh. Der Raum war voll der Frage: „Geht die Sonne auf?" „Bist du die Sonne?" fragte es in Kurt. Da spürte er, wie der Trichter sog und Macht erlangte über ihn. Es ging ihm plötzlich auf: In tiefster Tiefe lag und lauerte die Magd. Er sauste nach unten. Entsetzen packte ihn. —

Gewaltsam und mit wildem Schreien riß er sich ins Wachen zurück.

Am folgenden Tage überwand er seine Scheu, erzählte das Gesicht den Brüdern und flehte sie an, die Gegend zu verlassen.

Simon unterstützte seine Bitte. Er hatte den Gedanken, auszuwandern, selber schon erwogen, aber nicht als erster auszusprechen gewagt.

„Dein Einblick in das Totenreich ist wahr,“ sagte er. „Wir müssen sehen, wie die Sippe immer unfreier wird, immer tiefer sinkt, immer willenloser in die Gebiete jenseits des Todes gelangt. Die Seelen liegen in Ferdinands Banden. Haß und Streit, Pest und Verderben stammt von denen, die ihm dienen. Wir können es nicht hindern. Von den Toten kommt kein Heil.“

Lukas rief: „Deshalb müssen die Lebenden Rettung bringen. Wer weiß dies? Wer vermag danach zu handeln? Wer hat den Willen dazu? — Nur wir drei. Von unserer Treue hängt alles ab. Gewiß, wir könnten fliehen. Nichts hält uns hier zurück. Aber wir wollen bleiben, um zu helfen. Denn in unserem Willen liegt das Heil der Welt.“

„Man hat uns ja nicht nötig,“ versetzte Simon. „Man will von unserer Hilfe gar nichts wissen. Ich hab mich umgesehen in der Stadt. Neue Führer sind

erstanden: Ein Arzt, ein Dichter, ein Lehrer. Ich habe sie gesprochen. Ich habe ihr Wesen erforscht. Ich habe ihre Stätten im Geisterreiche gefunden.

Ich sah den Arzt in einem Stalle. Dort unterwies er die Menschen, in das lebendige Fleisch der Tiere zu schneiden und ihr Blut zu trinken. Das sollte sie gesunden.

Ich sah den Dichter auf dem äußersten Eisrand eines schwarzen Sees immer schneller hinsausen. Aber dem Drachen zu entrinnen, der aus dem Wasser tauchte, vermochte er nicht.

Ich sah den Lehrer. Er sagte: ‚Folge mir nach!' und ging mir voraus, versuchte eine Sandgrube zu erklettern. Als er aber die Büsche am Rande der Höhe fassen wollte, rutschte er aus, fiel wie ein Sack auf mich zurück und riß mich in den Abgrund mit. Und ich erwachte von dem Klageatem seines Mundes, weiß dies Ach zu deuten.

Was wir mit Augen sehen, ist ja lange nicht das Schlimmste. Fürchterlicher ist das Unsichtbare. Das Fundament der Städte fault. Aus den Fenstern flattert die Verwesung. Und vor jeder Tür steht ein Gespenst. Dessen Gebärden sind scheußlicher als jene der Dirnen und Mörder. Das alles will ins Dasein treten. Es naht eine schwarze Zeit. Umsonst ist, was wir tun. Je selbstloser wir zu helfen versuchen, um so

wilder werden die Orgien. Wir haben alle Macht verloren. Wir nehmen hier nur Todeskeime auf. Nirgends ist etwas Werdendes, Sprossendes, Zukunftbringendes zu finden. Überall stößt man auf Lüge, Krankheit, Tod. Alles riecht nach Verwesung. Drum laßt uns fliehen. Mögen die Toten die Toten begraben."

„O Simon," erwiderte Lukas, „du siehst die Erde ohne den Sohn der Sonne, der in sie gezogen ist, der sie ganz durchdringt. Deshalb muß dir alles als Verwesung erscheinen. Wisse: Er hilft uns, daß wir die Pforte des Todes durchbrechen, daß wir Blitze werden, die das Pestgewölk zerstreuen, daß wir der Erde die Sterbekraft entreißen und sie umgürten wie ein leuchtender Ring.

Aber wo kannst du den Sohn der Sonne erleben, wenn nicht auf der Erde? Hier hat er den Tod des Todes erlitten. Auf dem Boden, wo wir stehen, ist es eingeschrieben. Nur die Erde lehrt uns diese Schrift verstehen. Und noch gibt es viele Tote, die nichts von ihr wissen. Sie müssen von den Lebendigen unterrichtet werden.

O Simon, du bist an die Stelle gekommen, wo dir die Erde entgegentritt, insofern sie Verwesung ist. Du stehst ganz in der Vernichtung drinnen. Du deckst sie überall auf. Und du hast recht. Ja, hinein in den Tod. Aber nicht um zu sterben, sondern um ihn zu

verwandeln und zu beseitigen, ihn, den letzten Feind. Wohlauf! meine Brüder, zum Kampfe, Stunde für Stunde, Tag für Tag und Nacht für Nacht, Leben für Leben. Wie oft erlebten wir den Tod und immer kommt er anders. Als Haß, als Qual, als Gift. Und immer ist das Sonnewerden der Seele eine neue und schwerere Mühe. Nur einer hilft: Der Töter des Todes. Ich bleibe bei ihm."

„Und ich verlasse dich nicht," rief Kurt.

Simon senkte demütiglich die Stirne.

In der Nacht, die dem Gespräche folgte, hatte Lukas ein Gesicht. — Er sah sich mit vielen Menschen auf einer Brücke stehen, die sich als riesenhafter Bogen über eine Niederung spannte. Links und rechts von ihm waren Kurt und Simon. Der Bogen bestand aus einem grauziselierten, dünnen Gewebe von Stahl.

Plötzlich brach die Brücke, just vor seinen Füßen, mitten entzwei. Der Abgrund gähnte unermeßlich unter ihm, so daß er wußte, Tod war ihm beschieden. Er sagte innigst-tief gesammelt und mit einem Seligkeitsgefühle ohnegleichen diese Worte:

— In Christo morimur —

sank in die Tiefe und fuhr in die Erde hinein. Hier fand er sich in einer dunklen, feuchten, niedriggewölbten Gruft. Der Boden war mit Stroh bestreut. Drauf

lagen Kranke und Verwundete gebettet. Es waren die Menschen, die mit ihm auf der Brücke gestanden. Er und seine Brüder waren unversehrt geblieben.

Nun geschah es, daß die Kugelwölbung, in der er nur gebückt zu stehen vermochte, aufwärts zu steigen begann. In dem Maße, als sie sich hob, wurde sie weiter und heller und war zuletzt ein lichter Saal. Edelsteine, einzeln und in vielerlei Figuren, funkelten an allen Wänden. Auf Tisch und Stühlen waren Prachtgewänder ausgebreitet. Die Menschen gingen frei umher. Jeder durfte nehmen, was er wollte. Lukas wagte lange nicht, etwas zu wählen, obschon er immer wieder dazu aufgefordert wurde. Er ließ eine Kette von zwölf Perlen durch die Finger gleiten und legte sie wieder hin. Er hielt ein sammetblaues, glitzerndes Obergewand auf den Armen und faltete es wieder in die Truhe. Man drängte ihn zuzugreifen. „So wählt für mich," gab er endlich nach.

Da reichten ihm die Brüder ein Paar Schuhriemen. Er nahm sie und dachte dabei: „So soll ich dennoch reisen!"

Und erwachte. Auch im Wachen sagte er zu sich: „Das war ein Hinweis, mich zur Wanderung zu rüsten."

So kam es, daß die Drei den Hof verließen, um eine andere Heimat zu suchen.

Ohne es zu wissen schlugen sie den Weg ein, den die Magd gegangen.

Die Wiesen hatten sich in Sümpfe verwandelt. Die Quellen in rote Tümpel. Das Grün war von leichenfarbenen Schmarotzern zerfressen. Die Gesträuche vom Schwamm überwuchert. Die Blätter zerflatterten, wenn man sie berührte. Das unverwesliche Holz der Eichen, das sonst zu Wasserbauten, Wagenrädern und Schrauben verwendet wird, war von rötlichem Pulver zermürbt. Selbst das feste Gefüge der Erde war von Verwesungspilzen schieferig und lose geworden, so daß die Wanderer Fehltritt über Fehltritt taten und bald müde wurden.

Sie strebten der Grenze zu und gelangten zu dem tausendjährigen Baume. Er war von zottigen Behängen ganz vermummt. In seinen Mantelbärten hingen Wolken, dichtere, als man jemals in der Ebene gesehen. Unaufhörlich tropfte das Nebelwasser von den Ästen und versickerte im Boden. Bis hierher reichte ein langer, schmutzig zerwühlter, von toten Insekten bedeckter Gletscherarm. In weitem Umkreis, auf dem Schnee, lagen Zapfen, ganz in sich verschlossen, unverwest und unverfilzt. Die Brüder sammelten sie zu einem dichten Lager, breiteten die Mäntel darauf aus und legten sich zur Ruhe nieder. Denn sie waren zu Tode erschöpft.

„Bleibet wach,“ sagte Lukas zu Kurt und Simon, die links und rechts an seinen Schultern lehnten. „Ob ihr auch schlummert.“

Alle drei schliefen ein. Während aber Kurt und Simon das Bewußtsein verloren, erlangte Lukas die innere Wachheit. Sein Geist erblickte, wie die Brüder ihn verließen. Kurt ging nach oben, Simon nach unten.

Er sah, wie Kurt die Krone des Baumes erkletterte. Schwarz war der Stamm. Düster das Geäst. Grau wie ein Bahrtuch die Flechten. Er rief ihm nach: „Was hebst du so fröhlich dein Haupt?“

„Ich rieche grünende Triebe, ich schmecke tropfenden Saft,“ kam die Antwort, schon verklingend. „Höher muß ich steigen, es wird hell. Oh!“

„Welch ein Wonnelaut! Was siehst du dort?“

„Lichtpfeile dringen durch die Nadelbündel in mein Auge. Der Wipfel ist umhüllt von einem Strahlennetz. Hoch am Himmel hängt die Sonne. Ich sehe das Lächeln der Mutter darin.“

Der Baum begann zu krachen.

„Was tust du?“ schrie Lukas angsterfüllt.

„Ich zimmere eine Wiege, ich setze mich hinein, ich fahre in die Höhe!“

„Wo willst du hin?“

„Zur Mutter.“

„Suche die Magd."

„Ich will die Erde vergessen."

„Du sollst erlösen."

„Zwinge mich nicht."

„Werde frei."

Lukas wollte ihm nachdringen. Da schreckte ihn ein Feuerauge, das den Stamm hinunterfuhr, zurück. Das war Ferdinand. Die Wiege fiel herab und zerschellte. Kurt lag leblos auf dem Boden.

— Lukas sah, wie Simon in das Wurzelwerk des Baumes hinunterstieg. Ratten verbargen sich in Holzkröpfen. Ungeziefer verkroch sich in Wirrzöpfen. Murmeltierchen liefen eilends davon. Er rief ihm nach: „Was senkst du so traurig das Haupt?"

Dumpf tönte es empor: „Ich hör ein Geraune im Abgrund. Ist es Geraschel der Tiere? Ist es das Mahlen des Gletscherbaches? Tiefer muß ich fallen. Es seufzt, es stöhnt, es röchelt. Es wird totenstille. Ach!"

„Welch ein Wehgeschrei! Was siehst du dort?"

„Die Höhlung ist von fahlem Licht durchdrungen. Tropfen perlen aus der Tiefe. Das ist der Todesschweiß der Magd. Sie stirbt im Mond."

Der Baum begann zu beben.

„Was tust du?" schrie Lukas todesbang.

„Ich baue einen Sarg, ich lege mich hinein, ich fahre in den Abgrund."

„Wo willst du hin?"

„Zur Magd."

„Suche die Mutter."

„Ich will die Erde vergessen."

„Du sollst erlöst sein."

„Zwinge mich nicht."

„Werde frei."

Lukas wollte ihm nachdringen. Da scheuchte ihn ein Zähneblecken, das aus der Tiefe blitzte, zurück. Das war Ferdinand. Der Sarg trieb empor und zerbarst. Simon lag leblos auf der Erde.

Lukas nahm die Stücke von Wiege und Sarg, fügte sie zu einem Kreuz zusammen und stellte dieses in die Krippe des Baumes.

Ein Menschenwesen, ganz von Licht, trat aus dem Geäst und hing sich an die Bretter.

Da teilte sich der Nebel.

Oben wurde er Licht. Vogelscharen, die gen Himmel flogen, entschwanden darin.

Unten wurde er Dunkelheit. Schlangenzüge, die sich aus dem Abgrund wälzten, ballten sich zu einem Berge.

Eine Stimme schrie: „Nun darf ich nicht mehr in dem Baume wohnen. Weder Magd noch Mutter ist mein. Ich wollte zur Höhe und wurde in die Tiefe geworfen."

„Ferdinand," rief Lukas, „wo willst du hin?"

„Zu mir selbst."

„Suche Christus."

„Ich will die Erde vergessen."

„Du sollst den Erlöser erlösen."

„Zwinge mich nicht."

„Werde frei."

Da fuhr Ferdinand auf dem tiergetürmten Fels heran, hob sich hoch und zückte eine Lanze nach dem Leibe des Gekreuzigten. Er traf die rechte Seite. Das Blut begann zu fließen, träufelte den Stamm entlang zu Boden, schmolz das Eis, höhlte sich ein Weglein bis zum Angesicht der Magd, wusch es rein von der Verwesung. Aus der Stirne, wo ein Same ruhte, wuchs ein Blümlein an das Tageslicht.

Lukas sah, wie es den Schnee durchbrach, wie ein Sonnenstrahl es traf und seine Blüte öffnete.

„Schauet!" rief er. „Die blaue Blumenkrone, purpurrot gefranst!"

Da stand Kurt zum Leben auf und sagte: „Die Mutter ist selig."

Lukas bückte sich, grub den Boden auf und ging mit seinen Fingern den Wurzelfädchen nach.

„Schauet!" rief er. „Das Blümlein wächst aus einer reinen Stirn."

Da erhob sich Simon vom Tode und sprach: „Die Magd ist erlöst."

„Laßt euch beseligen," sangen die Himmel.

„Laßt euch erlösen," jauchzten die Höllen.

„Hört auch mich," schrie Ferdinand. „Selig und erlöst ist nur der Gerichtete. Ich muß richten, das ist mein Gericht. Ich fahre zur Erde nieder."

Der Berg, worauf er saß, zerbarst mit Krachen und Brausen, Geheul, Gepfiff und Gequietsch, mit Donnern an alle Türen der Welt...

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Brüder erwachten.

Es war Nacht.

Die Sterne leuchteten.

Die Erde stand in Flammen. Feuer hatte die Stadt und die vier Dörfer erfaßt. Hilfeschreie wehten von der Ebene herauf.

Die Drei erhoben sich und stiegen eilends zu Tal, geführt von den Sternen, zu retten, was zu retten war.

Die Selbstbestrafung eines Negers

Vor der Eingangstür des Schulgebäudes stand ein Brunnen. Hinter dem ein Fels, worauf Gebirgspflanzen wuchsen. Als Martin, der Leiter der Schule, bei Frühlingsbeginn den Boden absuchte, fand er nur kümmerliche Reste: Der Granit war bloßgelegt, die Erde aufgewühlt, die schwachbewurzelten Keime durch Nässe und Frost oder Bosheit der Menschen zerstört. Martin mochte auch im Tal den Anblick der seltenen Blumen nicht missen und brach deshalb auf, um frische von dem Berge, der in der Ferne schimmerte, zu holen. Er gedachte sich dabei einige Wochen Ferien zu gönnen.

Sein Töchterchen, das neun Jahre zählte, übergab er der Obhut einer alten Magd, der er vertrauen durfte. Sie wohnte im Erdgeschoß des Hauses, putzte die Fenster, fegte den Korridor, kochte für die Knaben. Mit ihr war gut auszukommen, wenn man sich an die gewohnte Ordnung hielt. Sie tat die Arbeit von selbst.

Als Stellvertreter, der die Schüler beaufsichtigen sollte, wählte er einen jungen Lehramtskandidaten. Es war ein schmächtiger Mensch mit langgezogener Miene und gebücktem Gang. Er besaß ein großes Wissen und sann beständig hinter seiner Brille nach, wie er es vergrößern könnte.

Martin empfahl ihm besonders den Neger, der die Parkanlagen besorgte. Denn dieser besaß Eigenheiten, auf die man achten mußte, wenn sie nicht Schaden stiften sollten. Er hatte im Treibhaus, wo er die ihm angemessene Hitze hervorbringen konnte, zwischen Schlauchwagen, Baumscheren, Haspeln und anderem Gartengeräte ein Bastbett aufgeschlagen, worauf er zu schlafen pflegte. Er okulierte und pinzierte. Er pflanzte, was die Köchin nötig hatte. Besonders gelangen ihm die Riesengurken. Im verborgenen vollführte er viele Experimente. Zum Beispiel züchtete er wunderbar gefärbte Pilze.

Sobald Martin die Schule verlassen hatte, machte sich der Neger an den Stellvertreter heran und zog ihn bald in seinen Bann. Es zeigte sich nämlich, daß er die Gabe der Prophezeiung besaß. Aber nur Dunkles vermochte er vorauszusagen. Er kündigte eine Pockenepidemie an, und sie trat ein. Er stand einmal, als er mit dem Stellvertreter spazieren ging, auf einer Brücke still und sprach: „Der Bogen ist umwoben von Ge-

spenstern, die Unschuldige in die Tiefe ziehen." In diesem Augenblicke geschah es, daß ein Kind hinunterstürzte und versank. Die Hilfe kam zu spät. Derart prophezeite er viele Unglücksfälle und Verbrechen. Am Flackfeuer der Augen erkannte er Brandstifter. Am Gang und Armeschlenkern Mörder. Wenn er samt den Schülern durch den Garten ging und mit dem Stocke einen Busch auseinanderbog, lag stets ein totes Tier dahinter.

Auf den Stellvertreter, der eine große Gier nach Beispielen hatte, machten die Schicksale und Geschehnisse, die der Mohr berichtete, ungeheuren Eindruck. Er glaubte alles. Der Neger sagte: „Wie sanft war noch das Sterben meiner Ahnen. Sie entschliefen und entschwebten." Er legte dar, daß die ältesten Zeiten den Tod überhaupt nicht gespürt hätten und daß er im Laufe der Geschichte immer härtere Formen und grausamere Macht erlangt habe. „Jetzt, wo wir am verständigsten sind, tritt er am sinnlosesten auf. Sag ich die Wahrheit oder nicht? Ist die Luft, die früher der Hauch Gottes war, nicht zum Atem des Todes geworden? Riecht ihr die Verwesung der Erde nicht?"

Aber nicht genug damit: Er wies dem Stellvertreter nach, daß dieser Eigenschaften in sich trug, die tödlich wirkten, durch die er mitschuld war an der Verwüstung der Welt.

Die Folge solcher Reden war Finsternis, in der jeder Gegenstand die Gestalt eines Werkzeuges annahm, womit man sich ein Leid zufügen konnte, war Angst vor jeder Tat, war Lethargie. Trotzdem glaubte der Stellvertreter weiterhin die Worte des Negers hören zu müssen. Denn sie schienen Wahrheit. Er merkte zwar, daß seine Lebensfreude langsam wiederkehrte, wenn der Mohr ihn allein ließ. Aber er sagte sich, daß dies nur deshalb wäre, weil er sich selbst belog und die Wüste, die er in sich trug, zu betreten fürchtete. Er hatte kein Vertrauen zum Guten in sich.

Was er von dem Neger lernte, teilte er den Schülern mit. Er dachte, daß es nötig wäre, die Menschen möglichst früh in dem Wissen, wie es um sie stände, zu unterrichten, damit sie weniger Enttäuschungen ausgesetzt würden. Er schlug deshalb dem Neger vor, den Kindern Stunden zu geben.

Am Tage nun, da man zu diesem Zwecke im großen Saal versammelt war, saß das Töchterchen Martins in der Stube der Magd, dieser gegenüber, und kritzelte allerlei Figuren auf die Schiefertafel.

„Was soll denn das sein?" fragte die Alte, welche die Strichlein und Rundums erblickte.

„Das? Unsere Buben."

„Ja, was tun sie denn?"

„Sie schleppen Säcke."

„Was ist darin?"

„Äpfel."

„Oh!"

„Es sind Pferdeäpfel."

„Jawohl," fuhr das Kind fort, „und das ist der Stellvertreter." Es zeichnete mit fünf Strichen einen Kasperl. Die Beine schleiften auf dem Boden. Um den Hals schlang sich ein Strick. Die Zunge hing heraus. „Der hat sich erhängt."

„Das ist ja schauderhaft," rief die Frau, zog das Mädchen zu sich heran und fragte dringlich: „Warum sagst du solche Dinge?"

„Ich weiß nicht," versetzte es wie abwesend.

„Hör mal," sagte die Magd und hob den Finger, aber sie vergaß den Tadel, der auf ihren Lippen lag, denn plötzlich ging eine unheimliche Veränderung mit dem Kinde vor. Die Augen fingen an, sich zu verdrehen. Zuckungen liefen über das Gesicht. Der Atem riß ab. Es wollte zusammenknicken. Die Frau umfing das Körperchen. In ihren Armen verebbte der Krampf zum Schlummer.

Sie trug die Kleine zu Bette, prüfte den Pulsschlag, dachte, obschon er gut war, immerfort: „Wär der Vater doch da," und konnte gar nicht ruhig werden.

— Zu dieser Stunde wurde Martin, der eben auf der Bergwiese saß und eine goldene Hierazie aus-

gegraben hatte, von einer inneren Stimme aufgefordert, heimzukehren. Er wußte gleich: Ein Unglück war im Anzug. Aber was für eines, vermochte er nicht zu ergrübeln. Er setzte die Pflanze samt der Muttererde, die er um die Wurzeln ballte, in ein Kistchen, zu den andern, welche er gesammelt hatte, legte feuchtes Moos darauf und lief damit zu Tal.

Der Weg betrug sonst eine Tagereise. Martin ließ die Beine fliegen, brauchte kaum fünf Stunden. Eine über die Triften, wo er die Blumen gefunden; eine durch Tannenwälder; eine durch Laubgehölz; eine durch Pappelbestände. Der Wechsel der Bäume sagte ihm, wie schnell er vorwärts kam. Die letzte Stunde lief er auf staubiger Straße durch Dörfer und Städte.

Bei seiner Ankunft stand die Magd vor dem Schulgebäude.

„Wie geht es dem Kinde?" fragte er sogleich.

„Es schläft," erwiderte sie.

Die Türe tat sich auf. Das Mädchen guckte durch den Spalt, noch im Hemd, und rief: „Ich stehe auf."

„Kleide dich an," versetzte der Vater und reichte das Kistchen hinein: „Nimm die Blumen und geh damit zum Felsen. Ich komme nach."

Eilends stieg er hierauf zum großen Saal empor, worin die Schüler immer noch versammelt waren. Er hörte die Stimme des Negers von dorther ertönen.

„Zu was verleitet er die Knaben?" Er fürchtete das Schlimmste. Im Flug nahm er die Treppen. Vor der Pforte aber hielt er inne, lauschte, schlüpfte ungesehen hinein und verbarg sich hinter einer Säule.

Die Schüler saßen da wie gelähmt. Aller Augen waren starr nach vorn gerichtet. Dort, auf dem Pulte, stand der Mohr, schäumend, wild erregt, die schwarze Haut vom Feuerbrand des Blutes durchglüht. Er redete vom Untergang der Welt.

„Des Menschen Wille geht dahin zu töten," rief er. „Das Denken sinnt nach Mitteln, um das Sterben zu vermehren. Größere Übel als die heutigen bereiten sich vor. Krankheit wird im Nest der Begierden gezeugt. Fröste, kälter als das Eismeer! Fieber, hitziger als der Wüstenwind! Schlingbeschwerden wie Vulkane! Ohrensausen wie Orkane! Furunkel und Abszesse, Mondeskratern gleich! Stoffe verwesender Sterne wird man finden, um den Tod der Erde einzuimpfen. Sie wird zum Leichenfelde. Dunst umwallt uns schon. Schaut ihr nicht den Schatten neben euch?

Der Tod hat lange Schenkel.
Keiner entläuft ihm.
Der Schnitter beißt ins Gras.
Der Fresser kaut Erde.
Der Säufer liegt in den letzten Zügen.

Der Kaufmann schließt die Rechnung ab.

Der Gelehrte gibt den Geist auf.

Der Pfaff muß dran glauben.

Der Totengräber selbst sinkt in die Grube.

Und wer noch weiteres wissen möchte, dem drückt der Tod die Augen zu. Er sitzt euch im Genick, er hockt euch auf der Brust, er zuckt euch an den Beinen ..."

Die Luft des Raumes hatte sich zum Alp verdichtet. Der Stellvertreter erhob sich und schwankte der Türe zu. „Wo willst du hin?" rief der Mohr. Der Stellvertreter machte die Gebärde des Erhängens.

„Bleibe!" sprach Martin und trat hinter der Säule hervor. Er zwang ihn durch den Ton der Stimme stille zu stehen. Hierauf schritt er auf den Neger zu mit Augen, in denen Unerschrockenheit und Unerbittlichkeit, aber auch Barmherzigkeit brannte, und sprach:

„Es würde sein, wie du sagst, wenn Christus nicht gekommen wäre. Warum verschweigst du seine Tat? Ist sie nicht zu deinem Ohr gedrungen? Die Erde, sagst du, sei der Ort des Sterbens. Wohlan, Christus stammt aus Regionen, wo der Tod nicht herrscht. Er trägt die Sonne in sich. Unsere Natur ist toderfüllt. Seine nicht. Wenn wir ihn aufnehmen, sind wir Kinder des Alls und nicht nur der sterblichen Erde. Er ist herabgestiegen, daß wir ihn im Eigensein der

Erde finden. Er ist gestorben, damit wir ihn sogar im Tod erleben.

Sterben ist eine Gelegenheit, Christus näher zu kommen.

Sterben ist ein Anfang und kein Ende.

Sterben ist ein Austragen von Schicksal und Schuld.

Sterben ist ein Zerfall des Bösen.

Sterben ist ein Freiwerden zum Guten.

Sterben ist ein Geborenwerden im Geiste.

Sterben ist ein Keim zu höherem Leben.

Sollte das ein Übel sein! Seit Christus gekommen ist, kann ein Toter lebendig und ein Lebendiger tot sein. Weißt du es nicht? Und wenn du es weißt, warum verschweigst du es? Rede!"

Er drang auf ihn ein und fragte mit flammend-flehenden Blicken.

Der Mohr floh bis zur Wand.

„Ich weiß," fuhr Martin fort, „die Mächte, die Golgatha herbeigeführt haben, sind von neuem am Werk. Die Lügner, Schergen und Kreuziger von damals sind wiedergekommen. In ganz bestimmten Menschen wirken sie und triumphieren. Sie werden nie ruhen. Sie möchten, daß die Menschheit zugrunde geht. Gehörst du zu diesen? Sprich."

Er trat immer näher, er streckte die Arme aus und rief: „Ich fürchte das Sterben nicht!"

Da gab der Neger ein trichterartiges Gefäß mit einer langen Stachelröhre preis, das er heimlich im Ärmel getragen, und entwischte. Martin hob es auf und fand, daß es eine Spritze war, die man in die Haut einstößt. Ein Tropfen Blutes hing noch dran.

Die Schüler fingen sich zu regen an. Jetzt, da das Entsetzen wich, begannen sie das Geschehnis nach und nach zu überschauen.

Der Stellvertreter trat zu Martin und sprach: „Ich sehe, daß ich unfähig zu meiner Aufgabe bin. Enthebe mich meines Amtes."

Martin erwiderte: „Man ist da, um Versuchungen auszuhalten und dadurch stärker zu werden. Du hast nach deinem Verstande gehandelt. Wenn du lernst, was du erlebt hast, wirst du weise sein."

Nun erschien die Magd mit Besen und Lumpen, den Boden zu reinigen, fing ohne weiteres zu fegen an und drängte die Schüler, die ihr im Wege standen, in den Korridor hinaus.

„Ich weiß," setzte der Stellvertreter daselbst seine Selbstanklage fort, „daß ich schuldig bin. Ich habe zugelassen, daß der Neger, der nicht berufen war, dazu kam, uns zu lehren. Ich habe ihn durch meine Schwäche verführt, so daß er selbst verführen konnte. Ich bin schuld an seinem Fall."

„Kommt," sagte Martin, „wir wollen ihn suchen."

— Sie fanden ihn zu hinterst im Treibhaus vor einer Pflanze stehen, wie sie noch keiner von ihnen gesehen, weder hier noch anderswo, auch nie in Büchern oder auf Abbildungen. Er mußte sie im Verborgenen hochgezogen haben. Sie wuchs aus einem Mistbeet, trieb Warzen von kegelförmiger Gestalt empor, deren scharfkantige Rippen von zurückgekrümmten Haken starrten, und war von feuerroter Farbe.

Der Neger kehrte sich um und sah sich umringt. Da warf er sich mit Händen und Füßen über das gefährliche Gebilde, ohne der Stachelpolster zu achten, hatte es im Nu zerfetzt und zerstampft, sank hierauf in die Knie und streckte die Arme empor. „Verzeiht," rief er, „ich war berauscht, ich hatte mir den Saft der Pflanze eingeimpft."

Er blutete am ganzen Leib.

Martin umarmte ihn und sprach: „Jetzt ist der Friede da."

Die ganze Schar brach nunmehr auf und schritt zum Felsen. Dort stand schon das Töchterchen und hielt das Kistchen bereit. Es grüßte die Schüler, es küßte den Vater, es lächelte dem Stellvertreter zu, es hatte sogar für den Neger einen Blick. Aber dieser bemerkte es nicht. Er hatte das Haupt gesenkt. Martin öffnete das Kistchen, nahm behutsam die Stäudchen heraus und versetzte sie auf die Felsenstirne: die rosa-

rote Primel, die blau und gelben Veilchen, die violette Glockenblume, die Purpurgentiane, rundherum ein Kranz von grünem Moos.

„Ich war es," schrie der Neger plötzlich, „der die Erde raubte, um in ihr die Teufelspflanze zu erzeugen," wollte wiederum gegen sich wüten.

„Gib der Reue nicht nach," mahnte Martin, „hole lieber Wasser, damit wir die Blumen begießen."

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei, Leipzig